

Berlin im Jahre 2000 – im Zuge der medialen und politischen Neupositionierung der Stadt als deutscher Hauptstadt und dynamischer Metropole werden bestimmte Innenstadtgebiete als Orte des sozialen Ausschlusses und der kulturellen Fremdheit konstruiert: »Armut«, »Kriminalität«, »Dreck« und »Verfall« bilden die stabilen Koordinaten, um einzelne Stadtteile – unter ihnen der Schöneberger Norden – als »soziale Problemquartiere« oder «Brennpunkte« zu stigmatisieren.

In dieser ethnologischen Studie werden solche medialvermittelten Raumbilder mit den Raumerfahrungen von Bewohnern des Schöneberger Nordens konfrontiert. Diskursanalyse, teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews bilden hierzu das methodische Instrumentarium. Durch die Erforschung des Schöneberger Nordens als sozialem und politischem Feld werden Möglichkeiten und Bedingungen lokaler Identität in einer spätmodernen Großstadt diskutiert.

LIT

ISBN 3-8258-8451-1



9 873825 884510

LIT

Jens Adam

Kaum noch normale Berliner

8

LIT

Berliner Ethnographische Studien

8



# Jens Adam Kaum noch normale Berliner

Stadsethnologische Erkundungen in einem  
»sozialen Problemquartier«

Jens Adam

Kaum noch normale Berliner

Stadtethnologische Erkundungen in einem »sozialen  
Problemquartier«

Jens Adam

Kaum noch normale Berliner  
Stadtethnologische Erkundungen in einem  
»sozialen Problemquartier«

## Vorwort der Herausgeber

Mit der Reihe »Berliner Ethnographische Studien« sollen Themen und Perspektiven einer Europäischen Ethnologie einem größeren wissenschaftlichen wie außeruniversitären Publikum zugänglich gemacht werden. Dabei meint »Europäische Ethnologie« keine europäische Völkerkunde im Sinne eines Regionalstudienkonzeptes, vielmehr soll damit eine spezifische Perspektive auf kulturelle Prozesse markiert sein, die zunächst (aber keineswegs nur) vor dem Hintergrund des europäischen Geschichts- und Gesellschaftshorizontes zu erklären und zu verstehen sind.

Viele Facetten solcher Prozesse werden an unserem Institut gegenwärtig in Forschungsprojekten und Dissertationen wissenschaftlich bearbeitet. Oft nicht weniger anspruchsvoll stellen in zunehmendem Maße aber auch Magisterarbeiten manches Thema dar, vielleicht sogar kompakter und außenwirksamer als die meist noch wesentlich längeren und ausführlicheren Dissertationstexte. Diese Erfahrung nehmen wir zum Anlass, gemeinsam mit dem Lit-Verlag besonders gute Forschungsarbeiten aus diesem Bereich in der vorliegenden Reihe in Buchform zu präsentieren. Und dabei wollen wir uns bemühen, das Themenspektrum so breit und offen zu halten, wie dies dem Blickfeld unseres Faches entspricht.

Die Herausgeber

### Impressum

Berliner Ethnographische Studien  
Kulturwissenschaftlich-ethnologische Untersuchungen  
zu Alltagsgeschichte, Alltagskultur  
und Alltagswelten in Europa, Band 8

Herausgegeben vom Institut für  
Europäische Ethnologie  
der Humboldt-Universität zu Berlin

Umschlagentwurf: GrafikDesign M+S Hawemann, Berlin  
Satz und Layout: Harry Adler, Berlin  
Kontakt zum Autor: JensCAdam@gmx.de  
Titelbild: Jens Adam

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

# Inhalt

Einleitung	
Der Schöneberger Norden und die Erzählung vom urbanen Verfall	9
Auf der Suche nach dem »Slum« – ein ethnographischer Spaziergang durch einen stigmatisierten Stadtraum	19
Das weite Feld: die politischen Transformationen und der sozialräumliche Wandel Berlins seit 1989	25
Das lokale Feld: die Suche nach einer Grenze im urbanen Raum	31
Die methodische Grundlage: die Entwicklung der Fragestellung aus dem Prozess der Feldforschung	31
Der empirische Glücksfall: der »Präventionsrat Schöneberger Norden«	34
Die interpretierte Stadtlandschaft: die diskursive Erschaffung von Lokalität	40
Der lokale Raum: eine Ansammlung von Individuen	43
Zur Erforschbarkeit lokaler Stadträume im Zeitalter der Globalisierung: Martin Albrows Konzept der »Soziosphären«	43
Die gewendete Perspektive: der urbane Nahraum als Problem	45
Grundsätze zur Auswahl der Interviewpartner und Auswertung der Interviews	47
Der Schöneberger Norden als soziale Stadtlandschaft	51
Herr Bischof oder die Koalition des lokalen Wandels	51
Familie Gültekin oder der Nahraum als soziales Feld	60
Frau Ranogajec oder die narrative Suche nach einer biographischen Ordnung	72
Frau Bergmann oder die lokalen Netzwerke als soziales Kapital	82
Emine oder das »Problemquartier« als Lebensraum und Arbeitsfeld	90
Lukas oder die Verteidigung gegen die ethnische Übermacht	98
Sarah oder was tun gegen die Gewalt im Kiez?	108
Schluss	121

Quellen- und Dokumentationsverzeichnis	130
Zeitungen	130
Dokumente und Materialien	130
Literaturverzeichnis	131

## Einleitung

### Der Schöneberger Norden und die Erzählung vom urbanen Verfall

»Die neuen Schwestern trennen Welten«, lautete der Titel eines Berichts über die Fusion der beiden Berliner Bezirke Schöneberg und Tempelhof in der *Berliner Morgenpost*.<sup>1</sup> Schöneberg wurde hier als ein quirliger Innenstadtdistrikt vorgestellt – eine »Hochburg der Homosexuellen« und grün-alternativer Wählerschichten, die in einem multikulturellen Umfeld mit hohem Ausländeranteil leben. Tempelhof hingegen erschien als eine bürgerliche Vorstadtidylle:

Stehen Wahlen an, gewinnt stets die CDU den Wahlkreis. Eigenheime und blühende Gärten sorgen für ein gutes Lebensgefühl. Das belegt auch die Statistik. Laut Sozialstrukturatlas 1999 ist der Hirzer Weg Tempelhofs Edelmeile. Eine Wohnung kostet im Schnitt 2000 Mark Monatsmiete. Mehr als das durchschnittliche Monatseinkommen einer vierköpfigen Familie im Sozialpalast.<sup>2</sup>

Innerhalb dieses Kontrasts ist der Vorschlag des aus Tempelhof stammenden zukünftigen Bürgermeisters des neuen Großbezirks Dieter Hapel zu verstehen, »den sozial schwachen Schöneberger Norden aus der Fusionsmasse auszugliedern und stattdessen den Bezirk Kreuzberg damit zu beglücken«.<sup>3</sup>

Zwar wurde dieser Vorschlag fallen gelassen und der neue Bürgermeister suchte öffentlichkeitswirksam den Kontakt zum Schöneberger Norden und seinen Bewohnern. Trotzdem bleibt die interessante Frage, wodurch der Schöneberger Norden das Befremden des Bürgermeisters hervorgerufen hatte, insbesondere weil – laut *Berliner Morgenpost* – die Mehrheit der Tempelhofer seine Vorbehalte teilt:

Die gegenseitige Skepsis wurzelt tief. Denn viele Bewohner der bürgerlichen Tempelhofer Ortsteile Mariendorf und Lichtenrade haben beispiels-

<sup>1</sup> *Berliner Morgenpost* vom 19. Juni 2000. Zum 1. Januar 2001 wurden auf Senatsbeschluss die bisher 23 Berliner Bezirke zu 12 Bezirken zusammengelegt.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd. Aufgrund des konservativen Übergewichts im neuen Bezirk Tempelhof-Schöneberg konnte die CDU zum 1. Januar 2001 den ersten Bürgermeister des neuen Großbezirkes stellen. Die bisherige grüne Bürgermeisterin von Schöneberg wurde damit abgelöst. Nach den Wahlen vom 21. Oktober 2001 konnte die SPD dieses Amt besetzen.

weise von den Problemen rund um den Schöneberger Sozialpalast bestenfalls mal gehört. Das Umfeld des 60er-Jahre-Baus (sic!) an der Potsdamer Straße zählt zu den sechs besonders problematischen Gebieten Berlins. Hohe Verkehrsbelastung, Verschmutzung, Straßenstrich, Vandalismus, Drogenszene, Jugendbanden. Wer kann, zieht weg. Zurück bleiben vor allem Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger. In manchen Wohnhäusern im Schöneberger Norden beziehen 60 bis 70 Prozent der Menschen Sozialleistungen.<sup>4</sup>

Betrachtet man die Berichterstattung zum Schöneberger Norden über einen längeren Zeitraum, so zeigt sich, dass die Skepsis der Tempelhofer mit einer kontinuierlichen Perspektive auf diesen Stadtteil im Einklang steht. Die Beständigkeit, mit der der Kiez mittels negativer Bilder repräsentiert wird, rechtfertigt es, von einer »urbanen Erzählung« zu sprechen, die diesen Stadtteil als einen besonderen Ort innerhalb der neuen Hauptstadt ausweist.<sup>5</sup>

Das symbolische Zentrum dieser Erzählung bildet der bereits erwähnte »Sozialpalast«. Schon sein Name ist ein Hinweis auf die fast mythologischen Bedeutungen, die dieses Gebäude umgeben: Der Komplex des sozialen Wohnungsbaus wurde in den siebziger Jahren an dem Ort errichtet, an dem zuvor der legendäre Berliner »Sportpalast« Raum für proletarische Vergnügungen geboten hatte. Gleichzeitig ist eine stigmatisierende Identitätsvermutung in den Namen geflossen: Die Stadtöffentlichkeit sieht in dem riesenhaften Gebäude in der Mehrzahl »Sozialfälle« beheimatet: Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Suchtkranke und andere Abhängige von den sozialen Sicherungssystemen spielen die Hauptpersonen in den sich wiederholenden Erzählungen vom »Sozialpalast«.

In verschiedenen medialen Wellen rückten der »Sozialpalast« und seine Umgebung in das öffentliche Interesse. Eine dieser Wellen setzte im Februar 1998 ein. Unter dem Titel »Ein Berliner Sorgenkind: Schöneberg Nord verkommt zum Armutsquartier« war in der *Berliner Morgenpost* zu lesen:

Der Betonklotz wirkt nicht gerade einladend: Die schmutzigen grauen Wände sind mit Graffiti besprüht. Das Gebüsch vor dem Parkplatz ist über-

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Unter dem Begriff »urbane Erzählung« verstehe ich hier die Repräsentation eines Stadtraums durch leitmotivisch wiederkehrende Redeweisen und Sprachbilder in medialen Berichten, politischen Diskussionen und Alltagsgesprächen. Durch ihre konstante Verwendung tragen sie zu der Knüpfung von sozialen Bedeutungen, sogar einer Raumidentität, an den beschriebenen Stadtteil bei. Die »urbane Erzählung« durchdringt den Stadtteil gewissermaßen und beginnt die Wahrnehmung der »sozialen Realität« vor Ort zu bestimmen. Im Verlauf dieser Arbeit werden das Funktionieren dieser »Erzählung«, ihre Entstehungsgeschichte und Verbreitungsformen erläutert.

sät mit Tempotüchern, Plastiktüten und anderem Müll. Im Hausflur riecht es nach Urin, auch hier beschmierte Wände kaputte Klingeln, demolierte Türen. Auf dem Kellerboden Blut – Spuren vom letzten Fixer-Treffen. Der »Sozialpalast«, ein in den 70er Jahren gebauter Wohnsilo, ist mit seinen Problemen – Drogen, Verwahrlosung und Vandalismus – der Inbegriff von Schöneberg Nord.<sup>6</sup>

In den Zeitungen kamen Mieter zu Wort, die die negativen Fremdbilder aus einer Innensicht bestätigten:

Ein düsteres Bild zeichneten vor allem Mieter des in den 70er Jahren erbauten Sozialpalastes, wo mehr als 2000 Menschen in 514 Wohnungen leben. Etwa 40 Prozent der Bewohner sollen arbeitslos sein. Ein türkischer Mieter, der schon vor zehn Jahren eine Bürgerinitiative gegründet hatte, berichtet von katastrophalen hygienischen Zuständen. »Der Schmutz ist stärker als auf der Straße, im Sommer müssen wir uns die Nase zuhalten.« In den Fahrstühlen, die oft defekt seien, finde sich »Hundekot und jeglicher Dreck«, seine Wohnung müsse er wegen Ungeziefers zwei- bis dreimal jährlich desinfizieren lassen. Ständige Gäste in den Fluren seien Drogensüchtige, die sich dort Heroin spritzten oder schliefen. Die Hausverwaltung tue nichts und wolle »nur die Miete kassieren«.<sup>7</sup>

Die Diskussion kam richtig in Fahrt, nachdem der damalige Fraktionsvorsitzende der CDU im Abgeordnetenhaus Klaus Landowsky im März 1998 den Abriss des »Sozialpalastes« und des, laut Landowsky, in seiner Problematik vergleichbaren »Neuen Kreuzberger Zentrums« forderte. Diese Häuser hätten sich zu »Kriminalitätshochburgen« entwickelt, die nicht mehr zu kontrollieren seien. Hier habe sich eine Problembevölkerung angesammelt, die anders nicht mehr entmischt werden könne. Daher sei der Abriss eine angemessene Lösung.

In den folgenden Wochen erschienen in allen Berliner Zeitungen Beschreibungen der Wohnsituation in dem Gebäudekomplex, Mieter kamen zu Wort, Politiker der verschiedenen Parteien wurden mit ihren Einschätzungen zitiert. Der SFB veranstaltete eine Diskussionssendung vor den Eingangstüren des »Sozialpalastes«.

Die Berliner Zeitungen übertrafen sich in den bildhaften Beschreibungen eines »umgekippten Kiezes« und in der Wahl möglichst reißerischer Überschriften. Die mediale Öffentlichkeit schoss sich auf ein Gebäude ein. Jegliches Maß ging verloren.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> *Berliner Morgenpost* vom 2. Februar 1998.

<sup>7</sup> *Der Tagesspiegel* vom 29. Januar 1998.

<sup>8</sup> Auch wenn in dieser Einleitung hauptsächlich Artikel über den »Sozialpalast« zitiert werden: die negative Berichterstattung über den Schöneberger Norden beschränkt sich nicht auf dieses Gebäude. Verfolgt man die Berichterstattung in den Berliner Zeitungen über einen längeren

Die *Bild-Zeitung* titelte: »Sozialpalast und NKZ: Abriss als Antwort gegen Terror« und ließ Mieter zu Wort kommen. Carla Knoch pflichtete dem CDU-Mann bei: »Abriss – die Idee könnte von mir sein. Kakerlaken, Hundekot, Heroin-Spritzen. Alles liegt hier rum. Und fast täglich wird eingebrochen.« Ihre Nachbarin Helga Bauer sah in der Zusammensetzung der Bewohnerschaft das Übel: »Problematisch ist, dass das Sozialamt so viele Ausländer hierher einweist. Man müsste bei den Mietern besser mischen.«<sup>9</sup>

Auch im *Berliner Kurier* kamen unter der Überschrift: »Politiker fordern: Sprengt diese Häuser« Mieter zu Wort, die die Sprengung ihres eigenen Wohnhauses guthießen:

Endstation »Sozial«-palast: Helmut Nitschke (44) will nur noch raus hier. Wie fast alle im Haus meint auch er: »Das Gebäude kann weg.« Seit Jahren findet er keinen Job, früher war er Verkäufer. »Wenn ich mich vorstelle, meine Adresse sage, gucken die Leute mich komisch an.«

Dies wurde durch den Besuch des Reporters bei Herrn Nitschkes Nachbarn verständlich:

Besuch von der Polizei hatten gerade Dieter Urban (45) und Manuela Mügger (21). Die Drogenfahndung stürmte herein, durchsuchte die völlig verwahrloste Bude und zog wieder ab. Kurz darauf brannte es in der Wohnung: »Wir mussten Kerzen anzünden, um Licht zu haben«, lallte Urban, gläserner Blick, durch seinen Drogenrausch. »Das Sozialamt hat keinen Strom bezahlt«, klagte er. »Außerdem haben wir beide Aids.«

Durch fragmentarische Verweise auf die Forschungen des Stadt-Soziologen Hartmut Häußermann wurde versucht, die Rede von den »schlimmsten Gebieten« wissenschaftlich zu untermauern:

Hoher Ausländeranteil, Arbeitslosigkeit und Armut. Sechs Viertel in Berlin drohen immer mehr zu verslumen. [...] Eines haben die Gebiete alle gemeinsam: Hohe Umzugsquote, hohe Sozialhilfedichte, Wegzug des Mittelstandes und von Familien mit Kindern, die ins Berliner Umland flüchten.<sup>10</sup>

Zeitraum, so lassen sich Artikel finden, die sich mit der Potsdamer Straße, der Bülowstraße, der Alvenslebenstraße, der Katzlerstraße oder dem gesamten Kiez beschäftigen. Auch in vielen meiner Experten-Interviews mit Politikern, Quartiersmanagern und Sozialarbeitern wurde die Einschätzung geäußert, dass die sozialen Probleme des »Sozialpalastes« denen des gesamten Schöneberger Nordens entsprechen. Die Konzentration auf den »Sozialpalast« in dieser Einleitung hat dramaturgische Gründe: zur Zeit der Abriss-Diskussion erschienen in allen Berliner Zeitungen innerhalb eines überschaubaren Zeitraums vergleichsweise viele Artikel zum Schöneberger Norden.

<sup>9</sup> *Bild-Zeitung* vom 10. März 1998.

<sup>10</sup> Alle Zitate aus: *Berliner Kurier* vom 10. März 1998.

Natürlich beteiligte sich auch die *BZ* an der Entwicklung dieser Metaphorik des urbanen Verfalls: »Landowsky: Sprengt diese Wohn-Ghettos. Hier ist nichts mehr zu retten.« Der »Sozialpalast« wurde als »Alptraum in Beton« und als »schäbiges Rettungsboot für die Schiffbrüchigen unserer Gesellschaft« bezeichnet. Hier lebe »nur noch eine Restbevölkerung, die nicht mehr stadttypisch ist [...] kaum noch normale Berliner«, zitierte die *BZ* Landowsky. Die Zeitung ließ ihre Leser mit einem Ted über den Abriss abstimmen: »Sind Sie dafür, dass Wohnghettos wie der »Sozialpalast« in Schöneberg abgerissen werden?«<sup>11</sup>, um am nächsten Tag das Ergebnis zu verkünden: »87 Prozent für Abriss«.<sup>12</sup>

Wieder wurde auf Zustimmung im Gebäude selber hingewiesen:

Auch viele Bewohner der Problem-Blocks denken so. Sozialhilfe-Empfängerin Marion Redel (37): »Der Sozialpalast sollte so schnell wie möglich abgerissen werden. Hier können wir nicht mehr leben.« Obstverkäufer Thomas Redel besucht seine Ex-Frau im »Sozialpalast« nur noch mit dem Baseballschläger bewaffnet: »Der ganze Wohnblock ist voll mit Junkies und Asozialen. Da ist nichts mehr zu retten.«<sup>13</sup>

Spätestens in den Berichten der *Welt* wurden die »normalen Berliner« über den Schlüssel zu dem Problem im »schlimmsten Berliner Wohnblock«<sup>14</sup> informiert. Hier kam Schönebergs Baustadtrat zu Wort:

»Das Haus ist gekippt«, muss Lawrentz resigniert feststellen. »90 Prozent der Bewohner beziehen staatliche Unterstützungen. Und diese Sozialstruktur können wir nicht mehr verändern: da ziehen doch nur die hin, die nirgendwo anders unterkommen.«<sup>15</sup>

Einige Monate später wurde dem Leser in drastischen Bildern vor Augen geführt, dass hier eine Bevölkerung lebt, unter denen die sozialen Normen der »Normalberliner« keine Gültigkeit besitzen: Die Fahrstuhl-Kabine »schwankt während der Fahrt hin und her, als wäre sie betrunken«, da »durch den Urin und die Wutausbrüche, die die Wände schon aushalten mußten, die Aluminiumleisten im Aufzug angenagt« sind. Der Hausmeister, der als »unentwegter Kämpfer gegen den Dreck« dargestellt wird, findet »gebrauchte Windeln, Kondome, Müllsäcke mit Kakerlaken« in den Gängen und manchmal sogar »Kühlschränke oder eine Waschmaschine vor der Aufzugstür«.

<sup>11</sup> Alle Zitate aus: *BZ* vom 10. März 1998.

<sup>12</sup> *BZ* vom 11. März 1998.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> *Die Welt* vom 25. November 1998.

<sup>15</sup> *Die Welt* vom 10. März 1998.

Das Wohnungsamt schickt »Alkoholiker, Junkies, Asylbewerber, Arbeitslose«, die die »Glühbirnen aus den Lampen an der Decke« klauen oder Kinderfahrräder und Couches im Haus verbrennen. Bei einer solchen Bevölkerung besteht für den Hausmeister Helmpflicht falls er unter den Balkonen der Mieter durchläuft, »denn die Leute werfen alles mögliche von den Terrassen. Kloschüsseln, Müll, Windeln, Flaschen. Letzte Woche hat es die Wachmänner erwischt.«<sup>16</sup>

Auch die anderen Medien der Stadt beteiligten sich an der Diskussion über die Zustände im Haus. Am differenziertesten war die Berichterstattung im *Tagesspiegel*, der zwar den Begriff des »sozialen Problemquartiers« übernahm, die Rede von der »Verslumung« oder der »Ghettobildung« zu diesem Zeitpunkt aber mied. Die Zeitung zeigte sich in einer umfangreichen Berichterstattung bemüht, Begriffe wie »Kriminalitätsschwerpunkt« auf ihren Wirklichkeitsgehalt zu überprüfen. Zwar war auch im *Tagesspiegel* die Rede von der »sozialen Belegung« und einer »ethnischen Gliederung« als »Ursachen der Probleme«.<sup>17</sup> Allerdings wurde eine solche Sicht mit Stimmen kombiniert, die die Bewohner des »Sozialpalastes« vor den pauschalen Verurteilungen in der Boulevard-Presse in Schutz nahmen. *Der Tagesspiegel* zitierte Schönebergs damalige Bürgermeisterin, die das Gebäude zwar als »eine städtebauliche Katastrophe« bezeichnete, aber klarstellte, dass der »Sozialpalast« »von seiner Bewohnerschaft her keine kriminelle Hochburg« sei. »Doch biete seine bauliche Anlage Dealern und Rauschgiftsüchtigen »jede Möglichkeit.«<sup>18</sup>

*Der Tagesspiegel* begann bereits zur Hochphase der Abriss-Diskussion von teilweise bereits mehrere Jahre alten Überlegungen zur baulichen Umgestaltung des Komplexes zu berichten und leistete einen Beitrag, dass sich die Diskussion um das Haus wendete: »Wohnumfeldverbesserungen statt Abriss«.<sup>19</sup>

Solche Forderungen nach sozialen Lösungen für soziale Problemlagen sollten sich als zukunftsweisend erweisen. Die grüne Bürgermeisterin stellte den städtebaulichen und sozialen Umbau des »Sozialpalastes« in das Zentrum des von ihr im Jahre 1998 initiierten »Präventionsrates Schöneberger Norden« – ein lokales Forum, in dem sich Bewohner, Gewerbetreibende, Vermieter, Vertreter der Verwaltung, Politik und zivilgesellschaftliche Akteure treffen, um der weiteren Verwahrlosung des Stadtraums, der Verelendung und dem Wegzug »stabilisierender Bevölkerungsteile« etwas entgegenzusetzen. Kurz darauf wies der Senat das Gebiet zwischen Nollendorfplatz und den

<sup>16</sup> Alle Zitate aus: *Die Welt* vom 25. November 1998.

<sup>17</sup> *Der Tagesspiegel* vom 11. März 1998.

<sup>18</sup> *Der Tagesspiegel* vom 10. März 1998.

<sup>19</sup> *Der Tagesspiegel* vom 11. März 1998. In dieser Ausgabe und der des Vortages finden sich verschiedene Überlegungen zur baulichen Umgestaltung des Hauses und zu einem neuen sozialen Managements der Bevölkerung. *Der Tagesspiegel* berichtet durchgängig von den Umgestaltungen der folgenden Jahre.

Yorckbrücken als eines der 15 Problemquartiere aus, die mit einem Quartiersmanagement eine besondere Behandlung erfahren.

Allerdings bleibt der Abriss zumindest als diskursive Möglichkeit bestehen. Als die scheidende Bürgermeisterin zum Jahreswechsel 2000/01 in der Bezirksverordneten-Versammlung eine positive Bilanz ihrer Arbeit im Schöneberger Norden zog, bezeichnete Baustadtrat Lawrentz ihre bisherigen Aktivitäten als Kosmetik. Der Abriss sei die logische Folge, wenn nicht eine genügend große zahlungskräftige Mieterschaft im Haus gehalten werden könne.

Analysiert man diese vielstimmige Berichterstattung, so lassen sich drei wiederkehrende »Behauptungen« über den Schöneberger Norden und seine Bewohner erkennen. Sie bilden die Grundlage einer stigmatisierenden »Erzählung vom urbanen Verfall« und werden sowohl von politischen Akteuren als auch von Journalisten regelmäßig reproduziert:

Zunächst wurde der Kiez in der Wahrnehmung der Stadtöffentlichkeit als ein »soziales Problemquartier« markiert. Begriffe wie »überlastete Nachbarschaft«, »Ghettobildung« oder »drohende Verslumung« wurden in den späten neunziger Jahren etabliert, um die Situation in bestimmten Innenstadt-Gebieten – unter ihnen der Schöneberger Norden – zu beschreiben.<sup>20</sup> Medien, Politiker, aber auch Sozialwissenschaftler beteiligten sich an der Verbreitung einer Sprache der urbanen Krise, die auf ausgewiesene Stadtteile Anwendung fand. So erschien die Umgebung des »Sozialpalastes« als ein Raum, in dessen Grenzen<sup>21</sup> sich die sozialen Probleme sammeln: Armut, Arbeitslosigkeit, die Ballung von so genannten Ausländern, die Abhängigkeit von staatlichen Unterstützungsgeldern, der Mangel an Bildung, eine übermäßige kriminelle Energie und ein verbreitetes Suchtverhalten sind konstante Bilder, über die das Viertel und seine Bewohner wahrgenommen wurden. Ein »sozialer Abwärtssog«, in dem sich die sozialen Probleme ausbreiten und gegenseitig verstärken sowie der Wegzug der verbliebenen »stabilisierenden Bevölkerungsgruppen« wurden zu Leitmotiven in der Berichterstattung: »Hauptsache, ich komme hier weg«, zitierte der *Tagesspiegel* eine Bewohnerin. In der *taz* kam ein anderer Bewohner zu Wort: »(Roland Schulz) findet Landowskys

<sup>20</sup> In allen Berliner Zeitungen sind diese Begriffe zur Beschreibung des Schöneberger Nordens zu finden. Auch die *FAZ* belegt den »Sozialpalast« mit den Begriffen »sozialer Brennpunkt« oder »Kriminalitätsschwerpunkt«. Sie spricht von einer »sozialen Schieflage im Haus« und sogar von der »Verslumung«. (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 13. September 1999). An dieser Stelle kann nur angedeutet werden, dass eine ähnliche Sprache auch auf andere Stadtteile Anwendung findet.

<sup>21</sup> Diese »Grenzen« des »Krisengebietes« werden in den Medien unterschiedlich gezogen: Einige Artikel beschreiben den »Sozialpalast« alleine – andere thematisieren den gesamten Kiez als »soziales Problemquartier«.

Idee gut, ›denn das ist nun einmal ein Ghetto, mit Prügeleien, Schießereien und Dreck. Bombe rein und weg.«<sup>22</sup>

Die zweite »Behauptung« bezieht sich auf die Bewohner des Schöneberger Nordens: In der Logik der Berichterstattung sind sie es, die das »Problem« darstellen. Zwar setzten die einzelnen Medien die Schwerpunkte verschieden. Oft wurde auf den hohen Ausländeranteil hingewiesen, manchmal nicht. In der einen Zeitung wurde von der verbreiteten Armut gesprochen, aus der sich alle Folgeprobleme ergeben. In der anderen wurde die Bevölkerung mit jedem denkbaren Bild des Asozialen belegt. Insbesondere *taz* und *Tagesspiegel* kombinierten das Bild von der problematischen Bevölkerung mit der Klage über die Verwahrlosung des öffentlichen Raums und die lokalen Folgen der Mittelkürzungen des Senats. Trotz dieser Unterschiede wurde in jedem Artikel auf die Zusammenballung einer »problematischen Bevölkerung« hingewiesen, durch die das Viertel zum Problem wird.

Drittens zeigt sich, wie die Forderungen nach städtebaulichen Veränderungen und einem sozialen Management den Abrissdiskurs allmählich überlagerten und die Medienberichte der kommenden Zeit dominierten. Der Diskurs vom urbanen Verfall wurde in einen Forderungskatalog für eine veränderte politische und städtebauliche Praxis überführt. In den folgenden Monaten etablierte sich allmählich eine kleinräumig operierende politische Strategie, die die Relevanz lokaler Räume neu unterstrich und anderen politischen Tendenzen – beispielsweise der Bezirksfusion – entgegenzulaufen schien.

Diese kontinuierliche Beschreibung des Schöneberger Nordens als Problemquartier bildet den Ausgangspunkt dieser Studie. Als ethnographische Erkundung eines Stadtteils erhebt sie aber den Anspruch, genau dort zu hinterfragen, wo Politiker oder Journalisten in großer Gewissheit das Bild vom städtischen Krisengebiet zeichnen. Geben die zitierten Medienberichte vor, eine urbane Krisensituation objektiv zu beschreiben, so nimmt diese Arbeit einen anderen Ausgangspunkt: der Begriff des »sozialen Problemquartiers« wird hier als eine Konstruktion betrachtet, die innerhalb eines Diskurses über gegenwärtige urbane Krisenerscheinungen entsteht. Die Produzenten dieses Diskurses sind nicht in erster Linie die Bewohner, sondern Politiker, Journalisten oder Wissenschaftler, die den Stadtteil aus einer Fremdperspektive beschreiben. Durch die Aussage, dass es sich bei der »Rede von dem Problemquartier« um eine Konstruktion handelt, soll nicht bestritten werden, dass im Schöneberger Norden eine ganze Reihe von sozialen Problemen real vorhanden ist. Ganz im Gegenteil folgt das gesamte fünfte Kapitel der Intention, die Vielzahl von Problemlagen und sozialen Spannungen, die im Schöneberger Norden nebeneinander bestehen, aufzuzeigen. Allerdings soll Berücksichtigung finden, dass Journalisten, Politiker oder Wissenschaftler die soziale Welt nicht einfach beschreiben, sondern immer mitkonstruieren.

<sup>22</sup> *taz* vom 11. März 1998.

Entsprechend begegnet man in einem Feld, das zum Objekt umfassender medialer Berichte und politischer Meinungsäußerungen wurde, Raumbildern, die durch professionelle Akteure entworfen wurden. Im konkreten Fall hatten diese Akteure einen großen Anteil daran, dass der Schöneberger Norden in der öffentlichen Wahrnehmung zu einem Krisengebiet wurde. Werden solche Raumbilder über einen längeren Zeitraum immer wieder reproduziert, so werden sie von den Bewohnern für die Beschreibung des eigenen Wohnortes aufgegriffen – zumindest wenn sie von einem Journalisten nach ihrer Meinung gefragt werden. Indem das Bild vom urbanen Krisengebiet in die Ortswahrnehmung der Bewohner selbst Eingang nimmt, erhält es eine neue Legitimität aus dem Stadtteil selbst: Fremdwahrnehmung und Binnenperspektive scheinen ineinander zu fließen.

Es ist ein Ziel dieser Arbeit, dieses »Ineinanderfließen« genauer zu analysieren. Die Zeitungsberichte vermitteln den Eindruck als würden die Bewohner dem Bild vom urbanen Krisengebiet zustimmen. Aber es stellt sich doch die Frage, ob es sich bei diesen Zitaten nicht um oberflächlich eingesammelte Meinungen handelt: Teilt tatsächlich die Mehrheit der Bewohner des Schöneberger Nordens die Auffassung, dass sich in diesem Stadtteil eine asoziale, arbeitslose, suchtgefährdete und mehrheitlich von Transferleistungen abhängige Gemeinschaft angesiedelt hat? Eine ethnologische Studie bietet die Chance, eine eventuell vorhandene differenziertere Raumwahrnehmung einzufangen.

Solche Fragen nach dem Verhältnis zwischen Raum-Diskursen und »realen Räumen«, nach den Beziehungen zwischen Fremdwahrnehmung und Binnensicht, sowie nach der Ortsbezogenheit der Bewohner lassen sich zu der Frage nach dem Vorhandensein und den Bedingungen von lokaler Identität zusammenführen. Welche Rolle spielt der »lokale Raum« für die Lebensentwürfe der Stadtbewohner? Welchen Einfluss hat die beschriebene »Erzählung vom urbanen Verfall« auf die Raumwahrnehmung und Ortsbezogenheit der Bewohner eines »sozialen Problemquartiers«? Durch die Bearbeitung dieser Fragen soll gezeigt werden, dass auch in einer spätmodernen Großstadt »Nahräume« von einer großen sozialen und politischen Relevanz sein können.

Zur Bearbeitung dieser Fragen habe ich folgende Vorgehensweise gewählt: Im *ersten Kapitel* setze ich den drastischen Bildern von dem »Krisenraum Schöneberg Nord« meine eigenen Eindrücke entgegen, die ich beim Durchwandern des Stadtteils gewonnen habe. Dabei werden auch Orte, Plätze und Straßen beschrieben, die nicht Teil des ausgewiesenen Krisen-Gebietes sind, aber in dessen unmittelbarer Nachbarschaft liegen. Ziel ist es, den Schöneberger Norden als einen bemerkenswert vielfältigen Stadtteil zu präsentieren.

Im *zweiten Kapitel* verweise ich auf die Forschungen der Soziologen Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan. Die Vorstellung ihrer Thesen zum sozialräumlichen Wandel Berlins hat zwei Gründe: einerseits entwickeln sie ein Erklärungsmodell, das die Entstehung »sozialer Problemquartiere« als Folge einer zunehmenden Polarisierung der Stadtgesellschaft erklärt. Sie definieren somit einen breiten Rahmen, um den urba-

nen Krisen-Diskurs historisch und sozio-ökonomisch einordnen zu können. Andererseits verweise ich aus diskursanalytischen Gründen auf ihre Thesen: Sowohl Journalisten als auch Politiker greifen regelmäßig auf die Forschungen der beiden Soziologen zurück, um die Rede vom »sozialen Problemquartier« wissenschaftlich zu unterfüttern. Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan leisten somit einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung und Etablierung des Bildes vom »sozialen Problemquartier«.

Der »typisch ethnologische Charakter« dieser Arbeit zeigt sich spätestens im *dritten Kapitel*: methodologische Basis dieser Studie bildete der Wunsch, die Fragestellungen und die exakte Begrenzung des Feldes aus dem Forschungsverlauf selbst zu entwickeln. Daher wird hier keine vor-formulierte theoretische Fragestellung im Rahmen einer empirischen Forschung beantwortet, sondern die zentralen Fragen sind bereits Ergebnis des Forschungs-Verlaufs. Ein solcher »offener Feldeinstieg« zieht einen langwierigen Prozess nach sich, in dem sich Phasen der Feldforschung mit Phasen der Reflexion abwechseln: Aus den ersten Eindrücken, die ich aus Beobachtungen und Gesprächen im Schöneberger Norden gewann, formulierte ich vorläufige Fragestellungen, die mein Vorgehen in der nächsten empirischen Phase bestimmten. Im Laufe meiner einjährigen Feldforschung habe ich somit eine Vielzahl von vorläufigen Fragen formuliert und verworfen, Alternativen ausgeschlossen, um schließlich eine konkrete, endgültige Fragestellung zu finden. Im *dritten Kapitel* möchte ich einen Eindruck von diesem dialektischen Prozess zwischen praktischer Forschung und theoretischer Reflexion vermitteln.

Im *vierten Kapitel* wird der theoretische Rahmen dieser Arbeit genau definiert. Hier steht die Konzeptionierung des »Lokalen«, als einem Raum, der von Individuen – und nicht von »Gemeinschaft« – bevölkert wird, im Zentrum. In diesem Kapitel werden auch die Kriterien zur Auswahl meiner Interviewpartner und der Auswertung der Interviews dargelegt.

Nach der Analyse der Raumdiskurse und des lokalpolitischen Projektes des »Präventionsrates« steht die Raumwahrnehmung von acht Bewohnern des Schöneberger Nordens im Zentrum des *fünften Kapitels*. Diese acht Portraits betrachte ich als exemplarische Beispiele für die Vielfalt der Bedeutungen, mit denen der Schöneberger Norden aus der Bewohner-Perspektive belegt werden kann. Sie sollen zeigen, dass sich Ortsbezogenheit gerade auch in der Auseinandersetzung mit den stigmatisierenden Identitätszumutungen des »Verfalls-Diskurses« entwickeln muss. Aus dem Blickwinkel von Individuen möchte ich weiterhin einen Eindruck von den sozialen Spannungen und Problemen einerseits und den Formen der Gemeinschaftsbildung andererseits, die den lokalen Stadtraum Schöneberg Nord ausmachen, vermitteln.

Diese Portraits bilden gewissermaßen eine »ethnologische Ergänzung« zu den beschriebenen medialen und politischen Raumdiskursen: sie sollen demonstrieren, dass sich die stereotypisierenden Bilder, die die »Erzählung vom urbanen Verfall« transportiert, in der Differenz individueller Lebenswelten und Raumwahrnehmungen auflösen lassen.

## Auf der Suche nach dem »Slum« – ein ethnographischer Spaziergang durch einen stigmatisierten Stadtraum

Wenn man Schöneberg Nord durchläuft, dann entdeckt man einen »städtischen Möglichkeitsraum«. Es handelt sich nicht um ein abgelegenes, peripheres Gebiet, sondern um einen – geographisch betrachtet – zentralen Ort. Das Westberliner Zentrum um den Breitscheidplatz ist nahe und mit Bussen und U-Bahn bequem zu erreichen. Ebenso liegt der Potsdamer Platz, eines der Symbole des »neuen Berlins«, nur zwei S-Bahn-Stationen entfernt. Von einigen Orten des Viertels und Balkonen der Wohnungen sieht man die Hochhäuser des DaimlerChrysler-Geländes und die Europazentrale des Unterhaltungs-Multi Sony schillern. Der Reichstag als neuer Sitz des Bundestages und viele Ministerien befinden sich nur eine S-Bahn-Station weiter in Richtung Norden. Alleine von der geographischen Lage her, böte sich der Kiez als Wohnquartier einer wohl-situierten Mittelschicht an, die in den Büroräumen des Potsdamer Platzes oder der Bundestagsverwaltung ihr Geld verdient.

Ebenso wie von Abgelegenheit kann auch von Abgeschlossenheit keine Rede sein. Der Schöneberger Norden ist, zum Leidwesen vieler seiner Bewohner, ein wahres Durchgangsquartier. Breite, vielbefahrene Straßen durchschneiden das Viertel und lassen räumliche Untereinheiten innerhalb des Kiezes entstehen. Die Potsdamer Straße durchquert das Viertel von Süden nach Norden und leistet wichtige Zubringerdienste von den ruhigeren südlichen Vorstädten wie Lichterfelde oder Zehlendorf zu den Zentren des »neuen Berlins«. Die Goeben- und Pallasstraße sind ebenso breit, befahren und unwirtlich und stellen den Durchgangsverkehr zwischen Kreuzberg/Neukölln und dem gesamten Berliner Westen sicher. Erwähnung finden müssen weiterhin die beiden wichtigen S-Bahntrassen nach Wannsee und Blankenfelde, die den östlichen Teil des Gebietes durchschneiden und einen räumlichen Riegel im Schöneberger Norden bilden. Von dem Standpunkt der großen Verkehrsflüsse der Stadt her betrachtet, besteht also kein Anlass im Schöneberger Norden eine Situation der Isolation oder Abgelegenheit anzunehmen. Im Gegenteil läge der Schluss nahe, aufgrund der vielfachen Durchschneidung des Viertels einen Transitraum zu vermuten, dem ein eigener Charakter oder eine Kiezidentität fehlt.

Wenn man sich unter einem Ghetto die geballte und alleinige Präsenz einer – ethnisch, materiell oder sozial definierten – Problembevölkerung mit einer mangelhaften Verankerung im Stadtganzen vorstellt, so bietet zumindest der Augenschein keinen Grund, ein solches im Schöneberger Norden zu vermuten. Es ist eben die soziale Vielfalt, die ins Auge stößt. Es handelt sich um einen sozialen Raum, der sich gerade durch die Mischung der sozialen Gruppen, Milieus und Lebensstile auszeichnet. Hier liegen

sowohl unterschiedliche Funktionsräume als auch die bevorzugten Wohnquartiere verschiedener Gruppen nicht nur neben- sondern übereinander.

Im Westen wird das »Problemquartier« durch den Winterfeldtplatz begrenzt, dessen samstäglich Markt über die Bezirksgrenzen hinaus einen Anziehungspunkt für ein typisch Westberliner Milieu von vergleichsweise wohlhabenden und konsumfreudigen Jungakademikern darstellt. Angehörige dieser Bevölkerungsgruppe zeigen auch an anderen Orten des Kiezes Präsenz: so in der Golzstraße, die mit ihrer Vielzahl von Bars, Restaurants und Geschäften einen weiteren Parcours der Eitelkeiten der beschriebenen Schicht darstellt. In der Hochkirchstraße befindet sich das Café Aroma, ein teurer Italiener, der ganz im Osten des Gebiets genau an der Grenze des »Problemquartiers« angesiedelt ist.

Auf dem erwähnten Markt ist Einkaufen ein milieuspezifisches Erlebnis. Er zeichnet sich aus durch ein Nebeneinander von klassischen Gemüseständen und Verkaufshäuschen, an denen eingelegtes Mittelmeergemüse in allen nur denkbaren Variationen, angemachter Schafskäse oder hausgemachte Pasta offeriert werden. Ebenso vielfältig sind die Möglichkeiten sich zwischen den Einkäufen zu stärken: frisch gepresste Säfte, Fischbrötchen, Falafel oder Raclette werden angeboten und demonstrieren, dass es hier um mehr geht als die reine Beschaffung von Lebensmitteln.

Die vollbesetzten Straßencafés am Nordende des Platzes und in der gesamten nördlich anschließenden Maaßenstraße unterstreichen den »Event-Charakter«, den dieser Markt für ein Segment der Berliner Bevölkerung hat: eben die vergleichsweise wohlhabende, akademisch gebildete, alternativ angehauchte Mittelschicht, die bevorzugt in bestimmten Innenstadtebenen ansässig ist. Ebenso auffällig ist die Abwesenheit einer Bevölkerungsgruppe, die ein Kernproblem des benachbarten Problemgebietes darstellen soll: Migranten findet man auf diesem Markt so gut wie gar nicht.

Als ein anderer Mikrokosmos erscheint die Crellestraße. Diese liegt am südlichen Rand knapp außerhalb des ausgewiesenen »Problemgebietes« und trägt in der Kiezstudie der beiden Kulturosoziologen Berking und Neckel, die die Situation im Schöneberger Norden Ende der achtziger Jahre beschreibt, den Beinamen »Beratungsmeile«, da sich hier »Mieter- und Sozilläden, interkulturelle Einrichtungen und nachbarschaftliche Kommunikationsorte« verdichtet haben.<sup>23</sup> Wenn auch in abgeschwächter Form, so fällt auch heute noch das Vorhandensein vieler entsprechender Initiativen auf. Das Straßenbild dominieren gereifte Achtundsechziger und Migrantenkinder gemeinsam. Die Straße ist verkehrsberuhigt und dient somit den Kindern als Fußballfeld.

Bei einem sommerlichen Straßenfest zeigte sich die Interaktion dieser beiden Bevölkerungsgruppen. Auf einer Bühne spielten Familienväter mit engsitzenden Jeans und lege-

<sup>23</sup> Helmuth Berking/Sighard Neckel: Die Politik der Lebensstile, S.47.

ren Hemden bekleidet etwas verstaubte Rockmusik und konnten sich für eine Stunde in ein Leben hineinimaginieren, dessen Schauplätze die Bars und Konzertsäle Amerikas sind und nicht die Schöneberger Crellestraße. An der linken Seite der Bühne stand ein Dutzend Migrantenkinder, das sich über die Rocker mokierte. Sie baten um ein Autogramm und bewarfen die Musiker mit Papierschnitzeln. In jeder Musikpause riefen sie laut und versuchten die Musiker abzulenken. Diese bemühten sich, den Kindern keine Beachtung zu schenken – ihre Unsicherheit über einen angemessenen Umgang mit der Situation war zu spüren. Als die Band zu spielen aufhörte, legte der Ton-Techniker eine CD mit den aktuellen Hits einer amerikanischen Großstadtkultur ein. Die Migrantenkinder bildeten in der Mitte des Platzes einen Kreis. Jeweils eines trat in sein Zentrum, tanzte vor, schmiss sich auf den Boden, drehte sich auf dem Rücken. Die anderen johlten und applaudierten.

Eine Informantin, die damals in der Bezirksverordnetenversammlung saß, spricht von den »Berufsbetroffenen«, die das Leben der Straße bestimmen. Ein SPD-Mitglied beschreibt die Lebensproblematik der hier Ansässigen als Selbstfindungsversuche von ehemaligen Hausbesetzern, die auf einmal Familienväter geworden sind. Dahinter steht sicher eine lebensweltliche Distanz von Sozialdemokraten zu eben der Klientel, die in den frühen Achtzigern den Grundstock der grün-alternativen Bewegung bildete. Gleichzeitig spricht hieraus der Ärger über eine Straße, die in letzter Zeit viel lokalpolitischen Wirbel produzierte, da sie sich von den »Verslumungstendenzen« im Schöneberger Norden abzugrenzen versuchte. Eine Bürgerinitiative verweist auf den zunehmenden Dreck, die Kriminalität, die Präsenz von Drogen und den Wegzug von Gewerbetreibenden und fordert von Seiten des Bezirksamtes Aktionen, um einen angeblich drohenden »sozialen Fahrstuhleffekt« zu verhindern. Interessant ist wie das Bild vom benachbarten »Problemquartier« durch eine Kiezinitiative genutzt und die Gefahr des Übergreifens der Krisensituation auf den eigenen Kiez beschworen wird.

Am nördlichen Ende der Crellestraße wirkt der zweimal wöchentlich stattfindende Crellemarkt als Anziehungspunkt für Türken, aber auch für osteuropäische Migranten aus ganz Berlin. Der Gegensatz zu dem hochgradig ästhetisierten Einkaufserlebnis auf dem Winterfeldtplatz könnte kaum größer sein. Hier geht es um eine möglichst billige Beschaffung von Lebensmitteln, die nicht immer erster Qualität sind. Die Waren werden häufig auf Türkisch angepriesen, die Schilder, die den Preis der Ware angeben, sind oft türkisch beschrieben. Türkische Frauen tragen, unterstützt von ihren Söhnen, tütenweise Gemüse, Brot und Käse nach Hause. Senioren beäugen teetrinkend ihre Söhne und Enkel, die das Gemüseverkaufen fast als Tanz zelebrieren. Die Verkäufer übertreffen sich in der Lautstärke, in der sie ihre Waren anpreisen und in den Versuchen, die Aufmerksamkeit der Marktbesucher durch körperliche Gesten auf sich zu lenken. Eine russische Frau, Mitte fünfzig, bringt ihren Unmut darüber zum Ausdruck, dass ein Kilo Tomaten 2,50 DM kostet, zwei Kilo hingegen nur 4 DM und gibt nicht eher auf, als bis der Verkäufer ihr entnervt 50 Pfennige in die Hand drückt. Etwas verloren steht ein bärtiger Vertreter der evangelischen Silas-Gemeinde hinter einem Stand

mit Dritte-Welt-Waren und versucht, kaum erfolgreich, ökologisch angebauten Kaffee und in Guatemala hergestellte bunte Stoffrucksäcke an den Mann zu bringen.

Weiterhin erwähnenswert ist die vielfältige Präsenz von schwulen Kneipen, Geschäften, Restaurants und Initiativen, die sich in der Motzstraße und ihren Seitenstraßen – westlich des »Problemquartiers« – angesiedelt haben. Sie werden flankiert durch verschiedene Dienstleistungsbetriebe, die ein schwules Publikum anvisieren und Ärzten, die in ihren Warteräumen schwule Medien auslegen und die Symbole der »gay community« zur Schau stellen. Ähnliches gilt für Rechtsanwälte, die bei schwulen-spezifischen Fragen, beispielsweise im Miet- oder Erbrecht, kompetent weiterhelfen. Die Motzstraße selbst liegt zwar außerhalb der Grenzen des »Problemquartiers«, die Präsenz von Schwulen und Lesben wirkt aber in das Viertel hinein, nicht zuletzt durch die Attraktivität, die der westliche Teil des Schöneberger Norden als Wohnquartier für Homosexuelle besitzt. Schwule und Lesben begreifen auch im gesamtberliner Rahmen diesen Teil der Stadt als »ihr« Viertel und tragen zu der sozialen Vielfalt dieses Stadtraums bei.

Das symbolische Zentrum der Rede vom »Problemquartier« bildet der »Sozialpalast«<sup>24</sup>. In der Einleitung wurde die gesamten Metaphorik der sozialen Degeneration bereits entfaltet: Drogen, Kriminalität, Dreck, Kot, Urin, Ratten, Kakerlaken, brennender Sperrmüll, Gewalt, Angst, Armut, Ausländer bilden die Glieder einer Assoziationskette, die sich um den realen Ort herumrankt. Es ist fraglich, ob man den Ort getrennt von solchen Bildern betrachten kann, es ist auch fraglich, ob das sinnvoll wäre. Interessant ist, dass die Medienberichte und viele meiner Informanten ähnliche Bilder benutzen, um die »soziale Lage« im »Sozialpalast« zu beschreiben. Da ist die Rede von den Blutspritzern an den Wänden, in den Ecken liegenden Junkies, vollgepissten Fahrstühlen und Darmentleerungen im Treppenhaus. Der Müll werde einfach aus dem Fenster geschmissen, der Platz unter den Balkonen könne nur mit Schutzhelm genutzt werden, weil die Mieter Passanten bombardierten. Von der Herrschaft einer »latenten Angst« berichten Mieter auch jenseits der sensationslüsternen Presse: Gewaltverbrechen kämen nicht zur Anzeige, weil man die Repressionen der Nachbarn fürchtet.

Der Komplex wirkt alleine schon aufgrund seiner monströsen Ausmaße bedrohlich. Bei meinen ersten Besuchen kam der marode Zustand hinzu: die Treppenhäuser waren ungepflegt, die Klingelanlagen zerstört, die Fahrstühle veraltet und wenig vertrauens-

<sup>24</sup> Am 23. März 2001 wurde der »Sozialpalast« mit dem neuen Namen »Pallaseum« belegt. Bis dahin trug das Gebäude offiziell den wenig gebräuchlichen Namen »Wohnen am Kleistpark«. Die Eigentümer und der Mieterbeirat hatten einen Wettbewerb initiiert, um einen neuen Namen zu finden, da »Sozialpalast« von den Bewohnern als stigmatisierend empfunden wurde. In dieser Arbeit ist durchgängig vom »Sozialpalast« die Rede, da dieser Name Teil des Mythos ist, dessen Funktionieren in dieser Arbeit untersucht werden soll. Weiterhin fiel die Umbenennung in die Endphase meiner empirischen Forschung. Damals war unklar, ob sich der neue Name durchsetzen würde.

würdig, die Flure waren dunkel und zogen sich über etwa zweihundert Meter entlang. Im Treppenhaus lag ein Geruch nach Müll. Während meiner ersten Besuche im Haus spürte ich die Macht der »Erzählung«: auf jedem Treppenabsatz vermutete ich einen Junkie. Eine entnervte Gruppe von Menschen, die auf den Aufzug warteten, erschien mir als bedrohliche Masse. Ich traute mich nicht unter den Balkonen entlangzulaufen, weil ich befürchtete, beworfen zu werden.

Im Rahmen meiner Forschung begegnete ich vielen Interpretationen dieses Ortes: Das ganze Haus sei aufgrund von Profitinteressen so verkommen, meinte ein SPD-Mitglied.<sup>25</sup> Eine maßgebliche Mitarbeiterin des Bezirksamtes sah den Rassismus als Hauptgrund für den Verfall: kein Vermieter dieser Stadt würde es sich trauen, ein von Deutschen bewohntes Haus so verkommen zu lassen.<sup>26</sup>

Seit der Etablierung des »Präventionsrates Schöneberg Nord« und des Quartiersmanagements tut sich etwas: Flure wurden gestrichen, Fahrstühle erneuert, die Mieten vermindert und ein Mieterbeirat hat sich etabliert. Das Haus ist aus den Negativschlagzeilen, in der Presse wird eben über diese Entwicklung als ein positiver Neuanfang berichtet. Beliebt sind Heldengeschichten, die beispielsweise den Kampf des Hausmeisters oder des Mieterbeirats gegen die Verwahrlosung behandeln.

Im Norden und Osten des »Sozialpalastes« schließt sich das »Sanierungsgebiet Bülowstraße« an, welches unter Einsatz eines großen Zeit- und Mittelaufwands in den letzten drei Jahrzehnten eine städtebauliche Rundumerneuerung erfuhr. Dieses Gebiet stellt den geographischen Kern des heutigen »Problemquartiers« dar.<sup>27</sup> Das Viertel ist städtebaulich in einem vergleichsweise guten Zustand. Es gibt verkehrsberuhigte Straßen, entkernte und begrünte Innenhöfe, neu angelegte Spielplätze. Von dieser Perspektive her betrachtet, wirkt es nicht wie ein »Problemquartier«. Das Straßenbild wird durch die »Problembewölkerung« – im Sinne des Diskurses – dominiert. Es gibt einen hohen Migrantenanteil und das Durchschnittseinkommen ist niedrig. Gleichzeitig finden sich aber auch eine Reihe von Spekulationsobjekten: Sanierungen, Umwandlungen zu Eigentumswohnungen und der Bau von »City-Appartements« zeigen, dass es sich nicht um eine soziale Monostruktur handelt.

Quer zu dem Problemquartier liegt ein weiterer Mythos: die Schöneberger Insel. Hierbei handelt es sich um den östlichsten Teil Schönebergs, der durch die sich gabelnden S-Bahnlinien der Nord-Süd-Bahnen und die Ringbahn umschlossen wird. Die Schienen

<sup>25</sup> Feldtagebuch vom 19. Juli 2000.

<sup>26</sup> Feldtagebuch vom 19. Juni 2000.

<sup>27</sup> Das ehemalige Sanierungsgebiet Bülowstraße ist in seiner räumlichen Ausdehnung zu über 90% identisch mit dem Quartiersmanagement-Gebiet. Der »Sozialpalast« gehörte allerdings nicht zum Sanierungsgebiet, bildet aber ein Hauptarbeitsfeld der Quartiersmanager. Die Geschichte des ehemaligen Sanierungsgebietes und seine Sozialstatistik sind nachzulesen in: AG Spas e. V.: Gutachten über den Verlauf und die Ergebnisse der Sozialplanung im Sanierungsgebiet Schöneberg Bülowstraße. Berlin 1994.

malen ein Kuchenstück in die Stadtlandschaft und umschließen einen Bereich, der nur über Brücken – bzw. Unterführungen – zu erreichen ist. Dieses Gebiet wird durch die Grenzen des »Problemquartiers« durchschnitten: der nördliche Teil der »Insel« gehört dazu, der südliche – wesentlich größere Teil – hingegen nicht.

Auch um dieses Stadtgebiet ranken sich mythische Erzählungen: der bis heute gebräuchliche Begriff der »roten Insel«<sup>28</sup> erinnert an ein altes Proletarierviertel, das vor der nationalsozialistischen Machtergreifung zu den Kommunisten tendierte. Bei den Straßenschlachten in der Endphase der Weimarer Republik habe sich die Insellage als Vorteil erwiesen: indem man die Brücken verbarrikadierte, konnte das Eindringen der Nazis erschwert werden. Die »rote Insel« fand spätestens durch eine groß angelegte Untersuchung der »Berliner Geschichtswerkstatt«, deren bebildeter Abschlussband Ende der achtziger Jahre erschien, Eingang in das kollektive Gedächtnis Berlins.<sup>29</sup>

Über das Bild von der »roten Insel« wird die Vorstellung von einer lokalen Gemeinschaft transportiert, die von ethnographischem Interesse ist: Das Proletarierviertel als eine funktionierende Gemeinschaft, als ein sozialer Zusammenhang, in dem soziale Bindungen und räumliche Grenzen noch übereinander fielen, da die Bewohner durch ihre Stammkneipe, Skatrunde, Anhängerschaft zu den Arbeiterparteien, Sportvereine und lebenslange Betriebszugehörigkeit miteinander verbunden waren: also der Prototyp für die Gemeinschaftsbildung in der Industriemoderne, die den Einschätzungen zahlreicher Sozialwissenschaftler zufolge im Laufe der letzten Jahrzehnte zerfallen ist.<sup>30</sup>

Nicht zuletzt aufgrund dieser »Identität« bildet die »Insel« einen interessanten Kontrapunkt zum Krisendiskurs über den Schöneberger Norden. In ihrem südlichen Teil begegnet man tatsächlich noch vergleichsweise vielen Relikten eines Altberliner Proletarierviertels: Schultheiß-Kneipen an jeder Ecke, weniger Migranten im Straßensbild. Neben den Straßen, die von Schwulen, Migranten oder Alt-Achtundsechzigern dominiert werden, gibt es hier im Schöneberger Norden also auch Straßen, die an die frühe Industriemoderne erinnern. Sie sind Teil eines Gebietes, das sich dem Ethnologen nicht als »Slum« oder »Ghetto« darstellt, sondern als ein sozialer Raum, in dem sich die verschiedensten Gruppen begegnen, ohne dass eine dieser Gruppen eine alleinige Dominanz beansprucht.

<sup>28</sup> Neben lokalhistorischen Publikationen traf ich im Rahmen meiner Forschung erstaunlich häufig auf den Begriff der »roten Insel«. Er ist sowohl den Bewohnern der »Insel« als auch vielen Bewohnern anderer Teile Schönebergs vertraut. Ebenso nimmt jeder Zeitungsartikel über die »Insel« Bezug auf den Mythos vom ehemals »roten«, kommunistischen Proletarierviertel. So z.B. in: »Schöneberger Insel – Über viele Brücken musst du geh'n...«, in: *Berliner Morgenpost* vom 26. Januar 1998; »Auf der Insel gehörte Marlene Dietrich zu den Eingeborenen.« In: *Der Tagesspiegel* vom 20. November 2000.

<sup>29</sup> Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): *Die rote Insel*, Berlin 1987.

<sup>30</sup> Die Thesen vom Zerbrechen der Vergemeinschaftungsformen des klassischen Industriekapitalismus sind zusammenfassend nachzulesen in: Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash:

## Das weite Feld: die politischen Transformationen und der sozialräumliche Wandel Berlins seit 1989

So erhellend auch der direkte und sinnliche Kontakt mit einem Stadtteil ist: die Erkundung des lokalen Raums reicht sicher nicht aus, um die Rede von den »sozialen Problemquartieren« zu verstehen. Die Aufmerksamkeit muss sich daher auf die politischen Entwicklungen und sozialen Prozesse richten, die die Stadtgesellschaft Berlins im letzten Jahrzehnt prägten.

In den publizistischen Beschreibungen und wissenschaftlichen Analysen der Entwicklung Berlins in den neunziger Jahren herrscht Einigkeit, dass die Stadt zum Schauplatz einer Reihe von politischen, ökonomischen, sozialen und demographischen Wandlungsprozessen wurde, »von denen jeder alleine ausgereicht hätte, die gewohnten Strukturen der Stadt zu erschüttern.«<sup>31</sup>

1. Die dramatische Ouvertüre bildete das welthistorische Ereignis des *Mauerfalls* im Jahre 1989. An kaum einem anderen Ort hatte sich die Teilung der Welt in zwei feindliche Blöcke in gleicher Weise materialisiert wie in Berlin. Entsprechend trafen die Transformationsprozesse im östlichen Europa die Stadt mit besonderer Wucht. Es begegneten sich die Bewohner zweier Stadthälften, die über vier Jahrzehnte eine andere ökonomische und politische Entwicklung genommen hatten. Die Versuche, aus diesen beiden Teilen eine Einheit zu formen und mit einer integrierenden Identität auszustatten, bildeten die Basis der Stadtpolitik in den neunziger Jahren.

2. Der politische Wandel in Osteuropa führte gleichfalls zu einer *geographischen Neupositionierung der Stadt*. Hatten beide Stadthälften in der Peripherie ihrer Machtblöcke gelegen, so wurde die vereinigte Stadt in eine zentrale Position des zusammenrückenden Europas zurückkatapultiert. Politiker und Journalisten betrachten Berlin als zukünftigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Profiteur dieser Wanderung im politischen Raum. Gleichzeitig sehen sich die Westberliner mit dem Tatbestand konfrontiert, dass ihrer über Jahrzehnte herausgebildeten und gepflegten Inselmentalität die räumliche Grundlage entzogen wurde.

3. Mit den weltpolitischen Entwicklungen hängt die *Hauptstadtwerdung* Berlins zusammen, die sich in einen Funktionswandel der Stadt und in einen realen wie auch symbolischen Bedeutungszuwachs übersetzt. Berlin wird zum politischen Zentrum

Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Oder: Ulrich Beck: *Risikogesellschaft*, insbesondere Kapitel III: *Jenseits von Klasse und Schicht*, S.121–160.

<sup>31</sup> Hartmut Häußermann/Andreas Kapphahn: *Berlin: Von der geteilten zur gespaltenen Stadt?*, S.1.

des vereinten Deutschlands. Politische Entscheidungsträger, Lobbyisten, Medienleute und eine Vielzahl von Verwaltungs-Angestellten und Beamten müssen in das soziale Gefüge integriert werden. Die Stärkung der oberen Segmente der Stadtgesellschaft mit einem vergleichsweise distinguierten Lebensstil schlägt sich in der Zunahme teurerer Restaurants und Geschäfte wie auch der städtebaulichen Aufwertung ganzer Stadträume nieder.

4. Der epochale, auch in anderen Städten Europas zu beobachtende *Wandel von einer Industrie- zur Dienstleistungsökonomie* trifft Berlin mit einer ungewöhnlichen Härte. In beiden Stadthälften wurde dieser Wandel bis zum Mauerfall verzögert: Die Ökonomie des Ostteils wurde durch die Zugehörigkeit zum sozialistischen Wirtschaftssystem vor der Fortentwicklung des Industriekapitalismus geschützt. In Westberlin wurden ganze Industriezweige durch die Subventionspolitik der Bundesregierung am Leben erhalten, die in anderen Städten der wirtschaftlichen Modernisierung zum Opfer fielen. Ein unter freien Marktbedingungen nicht konkurrenzfähiger Industriesektor und eine aufgeblähte Verwaltung bildeten die Basis, um die Bevölkerung der westlichen Stadthälfte zu beschäftigen und somit die Inselstadt als Vorposten des Westens am Leben zu halten. Das Ende des sozialistischen Wirtschaftssystem im Osten und der Wegfall der Subventionen im Westen führten zu einem radikalen Arbeitsplatzabbau, der bisher noch nicht durch die Zunahme von Beschäftigung in der Neuen Ökonomie und dem Dienstleistungsgewerbe kompensiert werden konnte.<sup>32</sup>

5. Die Stadt wird sich allmählich ihres Wandels zur *multikulturellen Metropole* bewusst. Dies bedeutet einerseits, dass sie ihre gerade gewonnene Identität als deutsche Metropole und Hauptstadt überdenken und weiter entwickeln muss. Andererseits müssen sich die Verwaltungen und Bildungseinrichtungen der Tatsache stellen, dass in den Bezirken und Kiezen eine Vielzahl von lingualen, religiösen, kulturellen und sozialen Gruppen nebeneinander leben.

Aus dieser zeitlichen Parallelität grundlegender Transformationsprozesse ergibt sich eine Vielzahl von denkbaren Ansatzpunkten, um den gegenwärtigen Wandel Berlins kultur- oder sozialwissenschaftlich zu beschreiben. Im Rahmen einer Studie zu einem »sozialen Problemquartier« erscheinen insbesondere die Überlegungen der Stadtsoziologen Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan zum sozialräumlichen Wandel Berlins seit dem Mauerfall von Bedeutung.<sup>33</sup> Einerseits thematisieren sie die Auswirkungen

<sup>32</sup> So stieg die Arbeitslosenquote von 7,6% im Jahre 1990 auf 17,6% im Jahre 1999. Die Entwicklungen der Berliner Wirtschaft und des Arbeitsmarktes können prägnant zusammengefasst in der erwähnten Untersuchung von Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan in den Kapiteln 4.5 Arbeitsmarktentwicklung; 4.6 Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug und 4.7 Einkommensentwicklung, S.103–116 nachgelesen werden.

<sup>33</sup> Ich beziehe mich im folgenden auf die erwähnte Studie: Hartmut Häußermann/Andreas Kapphan: Berlin: Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990.

der sozialen und ökonomischen Entwicklung der gesamten Stadt auf die verschiedenen lokalen Stadträume. Andererseits liefern sie die wissenschaftliche Begründung für die Existenz von »Problemquartieren«, die sich im Zuge der beschriebenen Transformationen in verschiedenen Bezirken Berlins entwickelt haben sollen. Ihre Forschungen sind nicht zuletzt deshalb wichtig, weil in den politischen und medialen Diskussionen über den Verfall verschiedener Stadtquartiere regelmäßig auf ihre Arbeiten verwiesen wird.

In ihrer Analyse zum sozialräumlichen Wandel Berlins seit 1990 formulieren Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan drei zentrale Thesen: Erstens behaupten sie eine zunehmende, statistisch nachweisbare Polarisierung der Stadt. Die Stadtgesellschaft driftet in Gewinner und Verlierer der Modernisierung auseinander. Dabei wachsen nicht nur die Gruppen der Armen und der Reichen, sondern auch der Abstand zwischen beiden Polen nimmt kontinuierlich zu.<sup>34</sup>

Zweitens erkennen sie, dass sich die verschiedenen Stadtgebiete in Hinsicht ihrer Bewohnerzusammensetzung und ihrer Lebensqualität zunehmend unterscheiden. Sie beschreiben eine Entwicklung, in der die wohlhabenderen Bevölkerungsschichten stetig bestimmte Stadtquartiere – in erster Linie die Westberliner Innenstadtquartiere, aber auch die Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus – verlassen und sich am Stadtrand oder im Umland niederlassen. Die Polarisierung der Stadtbevölkerung schlägt sich also in einer »sozialräumlichen Segregation« nieder.<sup>35</sup>

Drittens betonen sie die abnehmenden Gestaltungsmöglichkeiten der Berliner Stadtpolitik. Diese Entwicklung ergibt sich einerseits aus der katastrophalen Finanzsituation der Stadt, die kaum Ressourcen hergibt, um soziale Prozesse zu steuern. Andererseits beobachten sie den generellen »Positionswandel von Stadtregierungen in der postfordistischen Stadt«:

Finanziell am Boden steht sie in einer wachsenden Standortkonkurrenz, die sie zu Vorleistungen und Kompromissen mit internationalen Investoren zwingt. [...] Gegenüber dem Steuerungsanspruch der staatlichen Organe in der fordistischen Epoche wird das Selbstverständnis lokaler Politik im Postfordismus auf Moderation und Anregung ökonomischer Prozesse reduziert.<sup>36</sup>

Diese Prozesse bilden den Hintergrund, vor dem die Autoren gewisse Stadträume als Orte der urbanen Krise beschreiben. Anhand von statistischen Daten entwickeln sie die Typologie eines Krisenquartiers. Das Fundament hierzu bildet die Überzeugung, dass die Krisenhaftigkeit eines Stadtraums messbar ist: Gewisse Grenzwerte, statistische

<sup>34</sup> Ebd., Kapitel 4, sowie die Zusammenfassung 11.1.

<sup>35</sup> Ebd., insbesondere in den Kapiteln 5, 7, 9, und 10.

<sup>36</sup> Ebd., S.22.

Anomalien oder die Kumulation negativer Entwicklungen machen in dieser Perspektive aus einem Stadtraum ein Problemquartier.

Gleichzeitig leiten sie den Typus des Problemquartiers historisch her, indem sie die Auswirkungen der Sanierungspolitik der sechziger und siebziger Jahre betonen:

Nach der Ausweisung als Sanierungsgebiet und dem damit verbundenen Abrissurteil wurden die Häuser vollkommen vernachlässigt, es wurden keinerlei Investitionen mehr vorgenommen. Wer wegziehen konnte, verließ den Stadtteil. Geschäfte mussten schließen, Nachbarschaften zerbrachen. Zahlreiche Wohnungen, ganze Häuser und schließlich komplette Straßenzüge waren geräumt.<sup>37</sup>

In die verlassenen Wohnungen zogen Ausländer als Zwischenmieter, deren baldige Rückkehr in ihre Heimatländer zu diesem Zeitpunkt erwartet wurde.<sup>38</sup> Das Ergebnis der Sanierungspolitik bestand in der:

Konzentration von armen, alten und ausländischen Haushalten in Sanierungsgebieten. [...] Die Stadtpolitik produzierte also die ›sozialen Brennpunkte‹ selbst, d.h. die Konzentration von Bewohnergruppen mit starken sozialen Problemen.<sup>39</sup>

Ihr Hinweis auf die politische Verantwortung für die Existenz »sozialer Brennpunkte« ist im Rahmen dieser Arbeit von Bedeutung, weil es sich bei dem Schöneberger Norden um solch ein ehemaliges Sanierungsgebiet handelt.<sup>40</sup>

Grundsätzlich beschreiben sie zwei Wege, die ein Stadtraum zum Problemquartier nehmen kann: In einigen Gebieten sei der »selektive Wegzug« der besserverdienenden Bewohner festzustellen, so dass zunehmend die ärmeren Bewohner einen Stadtraum dominieren. Andere Gebiete erlebten einen »kollektiven Fahrstuhleffekt«. Damit benennen sie die nahräumlichen Auswirkungen des massiven Stellenabbaus im produzierenden Gewerbe nach Mauerfall: aus Arbeitervierteln werden Arbeitslosenquartiere.

<sup>37</sup> Ebd., S.78.

<sup>38</sup> Ebd., S.79.

<sup>39</sup> Ebd., S.80.

<sup>40</sup> Berking und Neckel sprachen bereits in den späten achtziger Jahren von der Verantwortung der Politik für die bereits damals beobachtbaren Krisenerscheinungen im Schöneberger Norden: »Traditionell ein eher ›wilder‹ Kiez mit hohen Kriminalitätsraten, ballen sich hier die ausländischen Familien, die Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger zusammen. Sehenden Auges produziert die Stadtpolitik einen regelrechten Slum, in dem für den Fall eines nur geringen Rückgangs staatlicher Unterstützungsleistungen von den Experten ›englische Verhältnisse‹ erwartet werden.« Helmuth Berking/Sighard Neckel: Die Politik der Lebensstile, S.44.

Als Ergebnis charakterisieren sie einen sozialen Kosmos, der sich durch seine Bewohnerzusammensetzung und seine sozialen Umgangsformen von anderen Stadträumen unterscheidet. Sie beschreiben die Logik einer Spirale, in der jede Stufe des Abwärtstrends die Wegzugstendenzen wohlhabenderer Familien verstärkt und das Quartier weiter in die Krise zieht:

[Eine] Bevölkerung, die von Arbeitslosigkeit, Armut, Sucht und anderen sozialen Problemen betroffen ist, wird entweder durch die Zuweisung von Sozialwohnungen oder über marktformige Prozesse in bestimmte Viertel abgeschoben. In diesen stark segregierten und isolierten Vierteln gibt es keine Arbeitsgelegenheiten, die Distanz zum Arbeitsmarkt nimmt generell und für alle zu. Die sozialen Netze werden instabil, weil die Umzugsmobilität hoch ist, gleichzeitig haben diese Umzüge eine weitere selektive Wirkung. Gewalt im öffentlichen Raum und auch in den Häusern wird ein allgegenwärtiges Phänomen, das eine lähmende Wirkung für bürgerschaftliches Engagement hat. So kann eine fatale Kumulation sich gegenseitig verstärkender negativer Faktoren entstehen, die zu einem Milieu der Benachteiligung führt. Aus den Quartieren, in denen die Benachteiligten leben, werden benachteiligende Quartiere.<sup>41</sup>

Zu der »prekären sozialen Situation« eines großen Teils der Bewohnerschaft, die sich in zunehmender Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen ausdrückt und der »selektiven Abwanderung erwerbstätiger Schichten« tritt die »Verwahrlosung des öffentlichen Raums« und die Verbreitung eines »Klimas der Bedrohung und Verängstigung«. Die Autoren verweisen auf nicht-deutsche Jugendliche, denen der Arbeitsmarkt keine Integrationschancen bietet und die aus den beengten Verhältnissen der elterlichen Wohnung auf die Straße flüchten und hier durch aggressives Auftreten und kriminelle Handlungen einen gegen die Gesellschaft gerichteten Kampf um Anerkennung starten.

Besonders drastisch wirkt ihre Typologie, wenn sie die Übersetzung der sozialen Situation in ein eigenes Normensystem, eine Kultur der Abhängigkeit behaupten, deren Werte mit denen der Gesellschaft nicht mehr kompatibel sind:

In einer Nachbarschaft, in der vor allem Modernisierungsverlierer, sozial Auffällige und sozial Diskriminierte das Milieu bestimmen, können abweichende Normen und Verhaltensweisen dominant werden, ›normale‹ gesellschaftliche Rollen hingegen sind nicht oder immer weniger repräsentiert. Dadurch wird eine interne Rückwirkung erzeugt, die zu einer stärkeren Dominanz der abweichenden Normen führt, und von dieser geht nun ein

<sup>41</sup> Ebd., S.21.

Konformitätsdruck aus. Sowohl durch sozialen Druck wie durch Imitationslernen werden diese Normen immer stärker im Quartier verbreitet und die Kultur der Abweichung wird zur dominanten Kultur. Kinder und Jugendliche haben gar nicht mehr die Möglichkeit, andere Erfahrungen zu machen und werden so gegenüber der ›Außenwelt‹ sozial isoliert.<sup>42</sup>

Zweifelsohne vermögen die Autoren die längerfristige sozialräumliche Entwicklung Berlins zu erhellen. Sie stellen somit einen wichtigen Rahmen zur Verfügung, in dem sich eine stadthanthropologische Lokalstudie bewegen kann. Gleichzeitig muss aber betont werden, dass die Sozialwissenschaftler an der Entstehung des Bildes vom »sozialen Problemquartier« beteiligt sind. Ihre schärfsten Argumente tauchen – gelöst von ihrer empirischen Grundlage – schlagwortartig in Zeitungsberichten und Politikerreden auf. Das Bild vom »sozialen Problemquartier«, das sich unter anderem in die Eingangspräsentierte »Erzählung vom urbanen Verfall« übersetzt, entsteht im Zusammenwirken von Journalisten, Politikern und Wissenschaftlern.<sup>43</sup>

Aus ethnologischer Sicht sind – neben diesem Beitrag zu einem stigmatisierenden Bild von den »Problemquartieren« – ihre Thesen über die Entstehung eines eigenen Wertesystems innerhalb der ausgewiesenen Stadträume am deutlichsten mit einem Fragezeichen zu versehen. Es lohnt sich genauer hinzuschauen, ob dem lokalen Raum innerhalb einer spätmodernen Stadt tatsächlich eine solche Bedeutung zukommen kann.

<sup>42</sup> Ebd., S.230.

<sup>43</sup> Es sei darauf verwiesen, dass in meinen Interviews mit Politikern und Quartiersmanagern regelmäßig auf die Forschungen Hartmut Häußermanns verwiesen wurde. Der Beitrag der Sozialwissenschaften zur Auseinandersetzung über Problemquartier zeigte sich auch während des Präventionsrat-Plenums im Mai 2001. Die Sitzung begann mit der Video-Einspielung einer Fernseh-Sendung, in der Hartmut Häußermann die Entwicklung, die der Schöneberger Norden in den letzten Jahren genommen hat, positiv evaluierte.

## Das lokale Feld: die Suche nach einer Grenze im urbanen Raum

### Die methodische Grundlage: die Entwicklung der Fragestellung aus dem Prozess der Feldforschung

Den Ausgangspunkt meiner Forschung bildete mein Umzug von Kreuzberg nach Schöneberg im März 2000. Gerade auch weil mir Schöneberg bis dahin kaum vertraut war, entschied ich mich sehr früh, meinen Umzug »ethnographisch zu begleiten«. Das hieß zunächst, dass ich das allmähliche Kennenlernen des Raums und seiner Menschen in Form eines Tagebuches festhielt. Ich begann, zunächst unstrukturiert, Eindrücke über die Beschaffenheit des Raums und erste Begegnungen zu notieren. Ich »erfuhr« die neue Position, die ich nun im Stadtraum einnahm: Mit einem Umzug ordnen sich auch die anderen Stadtteile neu. Die Perspektive auf die gesamte Stadt ändert sich.

In einem zweiten Schritt begann ich mit systematischen ethnographischen Spaziergängen. Dabei war es mein Ziel, die Begrenzung meines Feldes aus meinen Beobachtungen und Erfahrungen heraus zu entwickeln. Ich wollte nicht willkürlich ein Forschungsquadrat festlegen, sondern suchte nach einer räumlichen Ordnung, einer spürbaren oder auch zunächst verborgenen Grenze. Ich versuchte, eine »Logik des Raums« zu erkennen, ein Muster, aus dem sich ein sinnvoller Ausschnitt ergibt. Ich interessierte mich für historische Brüche oder städtebauliche Besonderheiten, die den Raum – im Stadtbild erkennbar – in Untereinheiten teilen. Ich nahm die Forderung von Anselm Strauss ernst, die theoretische Fragestellung aus dem Datenmaterial heraus zu entwickeln.<sup>44</sup> Da ich die räumliche Begrenzung meines Feldes als einen wesentlichen Teil meiner Fragestellung verstand, sollte sich diese ebenfalls aus dem Forschungsverlauf selbst ergeben.

So startete ich von meiner in der Bautzener Straße gelegenen Wohnung in die verschiedenen Richtungen und versuchte, ein infrastrukturelles, soziales, kulturelles, historisches oder politisches Ordnungsprinzip zu erkennen, aus dem sich eine bestimmte Grenzziehung ergäbe. Ich überlegte, ob sich der Raum anhand von Bahngleisen, großen Durchgangsstraßen oder der politischen Bezirksgrenzen in sinnvolle Forschungseinheiten teilen ließe. Ich stieß auf den historiographischen, lokal verankerten Diskurs von der »roten Insel«, und überlegte, ob dieses historische Raumbild ein Ausgangspunkt für meine Forschung sein könnte.

<sup>44</sup> Anselm L. Strauss: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, S.51.

Während dieser ersten Monate vermischten sich durchgängig die Perspektiven des Bewohners und des Forschers. Wenn ich einen ethnographischen Spaziergang machte oder Veranstaltungen besuchte, an denen ich als »einfacher Bewohner« nicht teilgenommen hätte, ließ sich diese Trennung bewusst durchhalten. In vielen Momenten konnte ich die beiden Perspektiven aber nicht klar abgrenzen: Jede zufällige Begegnung im Haus wurde interessant, eine Einladung zu einer Party betrachtete ich als hervorragende Möglichkeit zur Datenerhebung. Das morgendliche Brötchenkaufen nutzte ich zur Kontaktaufnahme: Ich bestellte mir eine Tasse Kaffee, setzte mich in das Geschäft und beobachtete das Geschehen, lauschte den Unterhaltungen oder führte längere Gespräche mit den Verkäuferinnen. Dabei gab ich mich nie als Ethnologe zu erkennen und steuerte die Gespräche nicht in eine vorher geplante Richtung. Ich ließ sie eher laufen, unterhielt mich also über »alles Mögliche« und prüfte erst hinterher, während ich meine Feldnotizen anfertigte, ob sich in diesem Gespräch ein »ethnologisches Problem« finden ließ oder sich aus ihm eine weiterführende Fragestellung ergab.

Ausgehend von der Betrachtung der materiellen Gestalt des Raums erlief ich mir die einzelnen Straßen und achtete auf Brüche in der Architektur oder in der Straßenführung. Ich erkundete, von den großen Durchgangsstraßen ausgehend, die durch sie gebildeten »Kleinkieze« und versuchte festzustellen, ob diese großen Straßen den Raum brechen oder ihn überbrücken. Ich analysierte die infrastrukturelle Ausgestaltung des Raums: Wo gibt es Spielplätze? Wo liegen Schulen? Was für Schulen sind das? Wo gibt es welche Geschäfte? Wo liegen Grünflächen? Gibt es Behörden, Verwaltungen oder Geschäfte von überlokaler Bedeutung? Lassen sich Obdachlosen asyls oder Flüchtlingsheime finden? Ich studierte Busfahrpläne, verfolgte Bus-, U- und S-Bahnlinien, die den Schöneberger Norden durchqueren, zu ihren Endstationen, um ein Gefühl für die räumlichen Bindungen des Kiezes zu bekommen. Ich suchte nach Jugendeinrichtungen, Kirchen oder Bürgerinitiativen. Ich besuchte die verschiedenen Bars, Cafés und Restaurants und interpretierte, ausgehend von ihrer Inneneinrichtung und ihrem Kundenstamm, ihre soziale Funktion.

In einem parallelen Schritt beobachtete ich die Verteilung der Menschen im Raum. Ich untersuchte, ob es signifikante Unterschiede in der Dichte der Passanten gab und bemühte mich, Anziehungspunkte zu erkennen: Geschäfte, S-Bahnstationen, Schulen, türkische Männercafés – Orte zu denen sich Menschen in Bewegung setzten.

Weiterhin versuchte ich, diese Menschenströme sozial zu klassifizieren. Mir fiel auf, dass das Straßenbild in manchen Straßen fast ausschließlich durch Migranten geprägt ist.<sup>45</sup> Auf der »Schöneberger Insel« schien mir der Anteil der Deutschen größer zu sein. Hier fiel mir die große Anzahl von Kinderläden auf. In einem Eisladen traf ich auf Kinder, die »Jonas«, »David« oder »Lena« hießen. Diese Namensgebung und der »Habitat«

<sup>45</sup> So beispielsweise die Katzlerstraße, die Mansteinstraße oder die Alvenslebenstraße.

der Kinder schienen mir für ein Milieu alternativer Akademiker zu stehen. Ich versuchte aus solchen Kontakten einen ersten Eindruck über dominante Milieus, ethnische oder soziale Gruppen zu bekommen – immer bereit, solche Zwischenergebnisse durch einen nächsten Spaziergang, ein Interview oder einen Besuch im Bezirksarchiv zu verändern oder ganz fallen zu lassen.

Diese Offenheit war natürlich nicht den gesamten Forschungsprozess durchzuhalten. Ab einem bestimmten Zeitpunkt galt es, grundsätzliche Entscheidungen zu treffen und Alternativen auszuschließen. Die kontinuierliche Weiterentwicklung der Fragestellung aus dem Forschungsverlauf blieb aber die Basis dieser Studie.

Nach dieser Einstiegsphase näherte ich mich den zivilgesellschaftlichen Akteuren im Viertel. Darunter verstand ich jegliche Form der nicht-staatlichen Vergemeinschaftung, also Parteien, Kirchen, Bürgerinitiativen und ähnliche Gruppierungen.

Dahinter steckte sowohl ein inhaltliches Interesse als auch methodisches Kalkül. Ich wollte einerseits erfahren, welche Formen der lokalen Vergemeinschaftung vorhanden sind und ob der Nahraum für seine Bewohner eine soziale Bedeutung besitzt. Andererseits erwartete ich, hier auf »Kiez-Experten« zu treffen, also Bewohner, die sich für den lokalen Raum engagieren und daher ein Gefühl für die Probleme des Kiezes haben müssten. Weiterhin sollten sich hier »Multiplikatoren« finden lassen, die mir bei der Suche geeigneter Interviewpartner behilflich sein könnten.

Meine Idee, Kontakt zu den lokalen Gruppen und Vereinen herzustellen, hatte aber auch einen theoretischen Grund: Ich wollte überprüfen, ob sich die soziologischen Beschreibungen der »zweiten Moderne« in einem lokalen Rahmen verifizieren lassen: Kann man die These vom Zerbrechen ehemals Halt und Identität spendender Milieus und ortsgebundener Gruppen und Gemeinschaften nachzeichnen? Ist im Kiez etwas zu spüren von der »Erosion ehemals staatstragender Säulen«, wie Parteien, Kirchen und Gewerkschaften?<sup>46</sup> Zeigen sich neue, eventuell »spätmoderne« Vergemeinschaftungsformen? Oder erweist sich die soziale Wirklichkeit als sehr viel träger und kontinuiertätig-bewusster als es die Beschreibungen von Ulrich Beck, Richard Sennett oder Zygmund Bauman unterstellen?

Meine Untersuchung lokaler Gruppierungen schien das Bild vom »zivilgesellschaftlichen Vakuum« zunächst zu bestätigen. Während des Besuches eines evangelischen Gottesdienstes begegnete ich sieben alte Menschen, die sich über eine große Kirche verteilten. Die katholischen Kirchen sind etwas voller, aber auch sie bilden gewiss keine tragenden Säulen des lokalen Lebens. Bei meiner regelmäßigen Teilnahme an den Treffen der SPD-Ortsgruppe traf ich auf einen lebendigen, wenn auch überschaubaren

<sup>46</sup> Von einer solchen Erosion spricht Ulrich Beck beispielsweise in einem Zeit-Interview: »Freiheit statt Kapitalismus«. Die Zeit vom 6. April 2000.

Kreis. In den monatlichen Treffen finden sich in der Regel zwischen zwanzig und dreißig Personen zusammen – kein erheblicher Beitrag zur sozialen Bindung innerhalb eines dicht besiedelten Innenstadtbereiches.

Meine Untersuchung lokaler Vergemeinschaftungsformen bekam eine eindeutige Richtung, als ich auf ein besonderes Forum lokaler Öffentlichkeit stieß. Da es sich bei diesem um ein Bindeglied zwischen den verschiedensten lokalen, aber auch staatlichen Akteuren handelte, lief meine Suche nach der »lokalen Zivilgesellschaft« nicht ins Leere, sondern fokussierte sich auf die Erforschung eines konkreten lokalpolitischen Prozesses.

### Der empirische Glücksfall: der »Präventionsrat Schöneberger Norden«

Bei einem meiner Spaziergänge stieß ich in einem Kopierladen auf eine Zeitung: »Schöneberger Morgen – Zeitung des Präventionsrates Schöneberger Norden«. Insbesondere die zweite Überschrift machte mich neugierig. Ich durchblätterte die Zeitung und wurde davon in Kenntnis gesetzt, dass ich in einem »sozialen Problemquartier« lebe und forsche. Gleichzeitig erfuhr ich, dass sich sowohl ein »Präventionsrat« als auch ein »Quartiersmanagement« gebildet hatten, um die Probleme des Viertels zu bearbeiten.

Weiterhin fand ich in der Zeitung die Telefonnummer der Koordinatorin des Quartiersmanagements, sowie eine Notiz, die das nächste Treffen des Präventionsrates anzeigte: »Mittwoch 7.6.2000, 19.00 Uhr Mensa der Sophie-Scholl-Oberschule: Treffen des Präventionsratsplenums«. Auf der letzten Seite war unter der Überschrift: »Das Gebiet vom Nollendorfpfplatz bis zu den Yorckbrücken« eine Karte des Schöneberger Nordens abgedruckt, auf der eindeutige Grenzen für das »Problemgebiet« festgelegt waren. Ziffern in der Karte verwiesen auf Bau- und Umbaumaßnahmen, die im Rahmen des Quartiersmanagements angestoßen wurden: Neben dem »Sozialpalast« wurde der Umbau eines Parkplatzes zu einem Park mit 800.000 DM gefördert. Für die Neugestaltung eines Jugendtreffs in der Katzlerstraße wurden 50.000 DM, für die Renovierung eines Familientreffpunktes in der Kurmärkischen Straße 320.000 DM zur Verfügung gestellt. Es wurde deutlich, dass solche Fördermaßnahmen nur innerhalb der festgelegten Grenzen des »Problemquartieres« wirksam werden konnten.

Rückblickend erweisen sich mein erstes Gespräch mit der Koordinatorin des Quartiersmanagements und mein erster Besuch des Präventionsrates als Schlüsselmomente meiner Feldforschung. Die Koordinatorin ließ mir zwei Aktenordner voller Zeitungsberichte über den Schöneberger Norden, die die Basis meiner Diskursanalyse bildeten – eine Basis, die ich durch Besuche im Bezirksarchiv erweitern konnte. Erst durch meinen Kontakt zu den Quartiersmanagern erfuhr ich von der Existenz eines Diskurses,

der im Schöneberger Norden ein »Problemquartier« verortete. Dies erklärt sich zum Teil daraus, dass ich zur Hochzeit des Abrissdiskurses noch nicht hier gelebt hatte. Gleichzeitig mahnte mich meine eigene Erfahrung zur Vorsicht: es ist davon auszugehen, dass vielen Bewohnern des Schöneberger Nordens der eingangs beschriebene »Krisen-Diskurs« nicht bekannt ist. Die Existenz medial transportierter Raumbilder bedeutet nicht zwangsläufig, dass diese die Raumwahrnehmung der Bewohner selbst bestimmen. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Raum-Diskurs und Ortsbezogenheit der Bewohner bleibt zu prüfen.

Die Existenz des »Präventionsrates Schöneberger Norden« erwies sich für eine stadtethnologische Lokalstudie als »empirischer Glücksfall«: hier kamen einerseits die unterschiedlichsten Akteure zusammen und ließen ihre Sicht auf den Schöneberger Norden erkennen. Andererseits ließ sich beobachten, welche politischen Strategien und sozialen Prozesse sich aus dem beschriebenen Krisen-Diskurs entwickelten.

Da der Präventionsrat und das Quartiersmanagement zu einem empirischen Zentrum meiner Feldforschung wurden, möchte ich an dieser Stelle ihre Geschichte und Funktionsweise kurz vorstellen.<sup>47</sup>

Die Entstehung des Präventionsrates wird aus der Perspektive der Quartiersmanager folgendermaßen dargestellt:

Der Präventionsrat Schöneberger Norden wurde im Januar 1998 mit dem Ziel eingerichtet, aus der Abwärtsspirale von negativer Berichterstattung, realer Verschlechterung der Lebensverhältnisse und zunehmenden Frust über beides herauszukommen und den Schöneberger Norden wieder attraktiver zu machen. Das von der Bezirksbürgermeisterin entwickelte Konzept sah eine enge Zusammenarbeit zwischen den politischen Verantwortlichen, der Verwaltung und der Bevölkerung unter Einschluss der hier tätigen Institutionen und Vereine, Wohnungsbaugesellschaften, Kirchen, Polizei, Gewerbetreibenden, Schulen vor.<sup>48</sup>

<sup>47</sup> Hierbei handelt es sich um die Quintessenz meiner Beobachtungen und »Quellenstudien« im Laufe meiner gesamten Feldforschung. Insbesondere beziehe ich mich auf verschiedene Veröffentlichungen des Bezirksamtes (siehe Literaturliste), mein Interview mit der Koordinatorin des Quartiersmanagements Schöneberger Norden, Frau Gut, vom 19. Juni 2000 und mein Interview mit der ehemaligen Bezirksbürgermeisterin, Frau Dr. Elisabeth Ziemer, vom 20. März 2001. Weiterhin nutze ich meine Feldnotizen von insgesamt fünf Präventionsrats-Plena, die ich im Zeitraum von Juni 2000 bis Mai 2001 besuchte.

<sup>48</sup> Quartiersmanagement Schöneberg Nord: 1. Zwischenbericht des Teams Quartiersmanagement, Berlin, 15. September 1999, S.1.

Der ursprüngliche Antrag der SPD-Fraktion in der Schöneberger Bezirksverordnetenversammlung vom Mai 1997 zur »Einrichtung eines ortsteilbezogenen Sicherheitsforums«<sup>49</sup> schlug einen »Runden Tisch« vor, an dem in erster Linie »Experten« über die lokalen Gewaltprobleme diskutieren. Es ist wohl dem Engagement der Bezirksbürgermeisterin zu verdanken, dass das Themenspektrum erweitert und die Gewaltproblematik somit in ihren sozialen Kontext gesetzt wurde. Gleichzeitig konnte sie sich mit ihren Ideen durchsetzen, vor allem mit den Anwohnern ins Gespräch zu kommen und ein Netzwerk der kurzen Wege zwischen Politikern, Behörden, Vereinen, Gewerbetreibenden, Vermietern und Bewohnern herzustellen.

So kam es im Januar 1998 zum ersten Treffen des Präventionsrates, das sich als beispielgebend für die folgenden Zusammenkünfte erwies. Die Bezirksbürgermeisterin bat einerseits die Stadträte und Vertreter der Verwaltung in das Nachbarschaftszentrum PallasT. Andererseits lud sie bereits engagierte Bürger ein und versuchte durch Werbung innerhalb des »Problemgebietes« weitere Bewohner für die Teilnahme zu gewinnen. Die Veranstalter waren selbst verwundert, dass sich an die 150 Menschen<sup>50</sup> versammelten und tatsächlich ein weites Spektrum der »Raumnutzer« repräsentierten. Es erschienen sowohl Mieter als auch Vermieter, Gewerbetreibende oder Menschen, die ihren Arbeitsplatz im Schöneberger Norden haben. Der Teilnehmerkreis schien somit den Kiez in seiner ethnischen, kulturellen und sozialen Vielfalt zu repräsentieren.

Nach einer Vorstellungsrunde, durch die von Anfang an die Anonymität der Versammlung gebrochen werden sollte, wurden die Teilnehmer dazu aufgefordert, von ihren Problemen im Schöneberger Norden zu berichten. Diese Probleme wurden auf großen Plakaten notiert und bildeten die Basis für die Zusammenstellung von Arbeitsgruppen. Hier sollten die Probleme unter Leitung der zuständigen Stadträte konkret und im kleinen Rahmen besprochen und bearbeitet werden. So bildeten sich Arbeitsgruppen zu den Bereichen »Sozialpalast«, »Straße«, »Wohnen«, »Gewerbe«, »Ältere Menschen«, »Schule«, »Jugend/Kriminalität/Drogen/Gewalt«.<sup>51</sup> Die AGs arbeiteten mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Nicht alle Stadträte zeigten sich bereit, sich in diesen neuen lokalpolitischen Foren tatsächlich zu engagieren.<sup>52</sup> Gleichzeitig zeigte sich, dass einige

<sup>49</sup> Drucksachen der BVV Schöneberg von Berlin – XV. Wahlperiode – lfd. Nr.:14; Drucks. Nr.:503. Beschluß vom 21.5.1997.

<sup>50</sup> In den »Quellen« schwankt die Teilnehmerzahl zwischen 120 (Bezirksamtvorlage Nr.460, 25. Februar 1999) und 180 (»Schöneberger Morgen« Zeitung des Präventionsrates Schöneberger Norden, Nr.0, März 1999).

<sup>51</sup> Nach Bezirksamtvorlage Nr.460, 25. Februar 1999, S.2f.

<sup>52</sup> Wie in Berlin üblich wurde das Bezirksamt durch Stadträte aus allen in der Bezirksverordnetenversammlung vertretenen Fraktionen gebildet. So gab es neben der grünen Bürgermeisterin eine weitere grüne Stadträtin (Stadträtin für Schule, Jugend und Sport), zwei CDU-Stadträte (Stadtrat für Gesundheit und Soziales und Stadtrat für Bauen und Wohnen), sowie einen Stadtrat der SPD (Stadtrat für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Wirtschaft). Von Seiten verschiedener

Themen auf der »Kiez-Ebene« kaum bearbeitet werden können, so dass hier die Aktivitäten einschliefen. So verlor beispielsweise die AG »Straße« ihren Elan, weil die Verkehrsführung auf den Durchgangsstraßen in das Aufgabengebiet des Senates fällt. Die Interessen der Bewohner ließen sich auf dieser höheren Ebene kaum durchsetzen.<sup>53</sup>

Auf der anderen Seite erwies sich die Arbeit der AG »Sozialpalast«, die durch die Bürgermeisterin selbst geleitet wurde, als besonders fruchtbar. Hier wurde die Gründung eines Mieterbeirates angestoßen, in dem sich Bewohner des Hauses engagieren und auch bei der Hausverwaltung stießen die Aktivitäten der AG auf Interesse. Diese Entwicklung, sowie die spätere Ansiedlung des Quartiersmanagements in einer Wohnung des »Sozialpalastes«, trugen dazu bei, dass innerhalb dieses Gebäudekomplexes das neue gesellschaftliche und politische Engagement am deutlichsten sichtbar wurde: Eine Vielzahl von Festen und aktivierenden Wettbewerben wurde initiiert, um nachbarschaftliche Kontakte und nahräumliches Engagement zu stärken. Gleichzeitig wurde mit baulichen Veränderungen begonnen, die das Erscheinungsbild des Hauses und die Atmosphäre, die es umgibt, verbessern sollten.

Die folgenden Sitzungen des Präventionsrates, die etwa alle drei Monate einberufen wurden, standen meist unter einem vorher festgelegten Oberthema. Gleichzeitig fungierten sie als Plenum, in das die Diskussionen der Arbeitsgruppen, aber auch sonstige kiezbezogene Aktivitäten hineingetragen wurden. Der Präventionsrat wurde weiterhin zu einem Forum, in dem einzelne Personen oder Gruppen ihre Probleme mit dem Stadtteil vorbringen konnten. Hier trafen sie auf kompetente Ansprechpartner, die sich – zumindest dem Ideal nach – direkt des Problems annahmen. Je nach inhaltlicher Lagerung des geschilderten Problems suchte die Bürgermeisterin<sup>54</sup> den jeweils passenden Vertreter des Bezirksamtes, der Polizei, der Berliner Stadtreinigung oder der Schulen. Die Verbindung zum Senat wurde über eine Vertreterin der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung gehalten. Stellte sich ein Problem als umfangreicher dar, so wurde eine neue thematische Arbeitsgruppe gebildet. Im Laufe der Jahre sind neben diesen

Informanten, die der SPD oder Bündnis 90/Die Grünen nahe stehen, wurde den CDU-Stadträten ein geringeres Engagement nachgesagt und durch ihre halb-oppositionelle Einstellung zur Bürgermeisterin erklärt. Allerdings konnte ich diesen Vorwurf weder verifizieren noch falsifizieren. Es gilt aber festzuhalten, dass eine neu etablierte Institution sofort in ein politisches Machtfeld eintritt und dadurch in ihrem Funktionieren beeinflusst wird.

<sup>53</sup> Gewisse Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung oder zur Erhöhung der Sicherheit der Fußgänger wurden unter dem Hinweis, es handle sich um Durchgangsstraßen, von Seiten des Senats abgelehnt. Das »lokale Interesse« einer beruhigten Verkehrsführung lässt sich nicht gegen die »höhergelagerten« Interessen der gesamten Stadt – repräsentiert durch »den Durchgangsverkehr« – durchsetzen.

<sup>54</sup> Seit dem 1. Januar 2001 wurde der Präventionsrat vorübergehend durch den Stadtrat für Soziales von der CDU geleitet. Nach den Wahlen vom 21. Oktober 2001 kehrte Frau Dr. Ziemer in ihrer neuen Position als Stadträtin für Gesundheit, Stadtentwicklung und Quartiersmanagement als Leiterin des Präventionsrates zurück.

inhaltlichen Arbeitsgruppen<sup>55</sup> auch vier kleinräumige Kiez-Arbeitsgruppen entstanden, in denen fast auf Nachbarschaftsebene Mängel besprochen und Projekte angestoßen werden konnten.

Zwei »großräumige« Ereignisse prägten die weitere Entwicklung des Präventionsrates: Einerseits nahm der Senat den Schöneberger Norden Anfang 1999 in die Liste der fünfzehn »Problemquartiere« auf, in denen mit einem »Quartiersmanagement« eine neue Form der Stadtteilarbeit zur Anwendung kommen sollte. Andererseits wurden die politischen Machtverhältnisse in Schöneberg durch die Fusion der Bezirke Tempelhof und Schöneberg umgeworfen.

Die Grundidee des Quartiersmanagements ist es, statistisch ausweisbare Problemquartiere in eine besondere Obhut zu nehmen.<sup>56</sup> Dabei sollen nicht einzelne »Problemgruppen« – also beispielsweise Kriminelle, Drogenabhängige, schwererziehbare Jugendliche usw. – mit klassischer Sozialarbeit bedacht werden, sondern ein vom »Umkippen« bedrohtes Viertel als Ganzes ins Visier genommen werden. Die beiden Säulen des Managements stellen dabei einerseits »Projekte und Maßnahmen zur Verbesserung des Wohnumfeldes« und andererseits die Förderung der »lokalen Ökonomie«<sup>57</sup> dar. Die Planung und Durchführung der einzelnen Projekte soll über eine möglichst breite Einbindung der Bevölkerung geschehen. Im Idealfall werden die Projekte durch die Be-

<sup>55</sup> Bei den inhaltlichen Arbeitsgruppen hat es im Laufe der Jahre viel Bewegung gegeben. Von den ursprünglichen AGs sind viele eingeschlafen, andere wurden neugegründet. Im Rahmen dieser Arbeit geht es nicht um eine exakte Chronologisierung, sondern um das Festhalten einer Struktur, die auf dem Grundprinzip einer Teilung in Plenum und Arbeitsgruppe aufbaut und damit eine beachtliche Anzahl von Menschen zu aktivieren vermag.

<sup>56</sup> In der Selbstdarstellung der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, die für das Quartiersmanagement verantwortlich ist, klingt die entsprechende Problemkonstellation folgendermaßen: »Der ökonomische Strukturwandel in Berlin hat zur sozialen Gefährdung von Teilbereichen innerstädtischer Stadtquartiere geführt. Diese Gebiete sind durch eine hohe Bevölkerungsfuktuation, eine weit überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit, eine hohe Sozialhilfedichte und einen hohen Ausländeranteil gekennzeichnet. Erwerbstätige und Familien mit Kindern ziehen vermehrt aus diesen Quartieren weg, da sie Nachteile für die Entwicklung ihrer Kinder befürchten. Dieser Tendenz wird aktiv begegnet, um zu verhindern, dass sich Bevölkerungsgruppen, die sozial und ökonomisch kaum noch in die Stadtgesellschaft integriert sind, an einem Ort konzentrieren und so die Wohnlage selbst zu einer Quelle der Benachteiligung wird.« So im Ausstellungstext der Ausstellung »z. B. Berlin«, die im Sommer 2000 in Berlin-Friedrichshain stattfand.

<sup>57</sup> Die Förderung der lokalen Ökonomie verbindet drei Ziele: a) Beratung für potentielle Existenzgründer; b) Initiierung von Beratung und Dienstleistungen für Gewerbetreibende; c) Maßnahmen zur Arbeitsförderung. Von den fünf Quartiersmanagern ist eine Unternehmensberaterin für die Beratung der lokalen Gewerbetreibenden zuständig; eine weitere Mitarbeiterin kümmert sich um »die Schaffung von Arbeitsplätzen in Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen bei der Umsetzung der geplanten wohnumfeldverbessernden Projekte«. 1. Zwischenbericht des Teams Quartiersmanagement, Berlin, 15. September 1999, S.2.

völkerung selbst angeregt oder zumindest in ihrer Realisierung durch Bewohnerbeteiligung mitbestimmt. Die Bewohner sollen hierdurch aktiviert werden, die Entwicklung des Stadtteils selbst in die Hand zu nehmen, so dass ein professionelles Management mit der Zeit überflüssig wird.

Bis dahin sollen die Manager gerade solche Projekte initiieren, die das negative Image des Viertels anvisieren. Hierdurch sollen gezielt positive Bilder produziert und in Umlauf gebracht werden, die den Bewohnern eine Identifizierung mit dem Kiez erleichtern und eine Verbesserung der medialen Berichterstattung nach sich ziehen. Dabei findet Beachtung, dass sich der negative Ruf eines Viertels in konkrete soziale Prozesse – beispielsweise Wegzugstendenzen – umsetzen kann.

An dieser Stelle muss offen bleiben, ob die Quartiersmanager<sup>58</sup> tatsächlich Projektideen aus der Bevölkerung aufgreifen oder nicht eher versuchen, den »Bewohnerwillen« in bereits entwickelte Planungen einfließen zu lassen. Im Falle von Wohnumfeldverbesserungen lässt sich beobachten, wie die Vorstellungen von Bewohnern in Rahmen von Diskussionsveranstaltungen oder Wettbewerben erfragt werden, um in den späteren professionellen Planungen Berücksichtigung zu finden. Regelmäßige Praxis ist es, die Besucher zur Evaluierung der Planungsergebnisse, die beispielsweise in Form einer Ausstellung präsentiert werden, aufzufordern. Neben dem Wunsch, Entscheidungen zu demokratisieren, geht es bei einem solchen Verfahren auch darum, die Arbeit der Manager durch die Rückbindung an einen »Bewohnerwillen« zu legitimieren. Allerdings erreicht man durch die beschriebenen Planungs- und Mitbestimmungsrituale nur bestimmte Teile der Bevölkerung. Eine Teilnehmerin an einer solchen Diskussionsgruppe brachte es auf den Punkt: »Viele Leute haben hier überhaupt keinen Bock stundenlang rumzusitzen und zu diskutieren.« Eine andere Kommentatorin deutete die Zurückhaltung vieler Menschen, sich zu engagieren, über kulturelle Erklärungsansätze: »Es gibt nicht in allen Ländern so eine Vereins- und Diskussionskultur wie in Deutschland.«<sup>59</sup>

Das zweite wesentliche überlokale Ereignis bestand in der Fusion der Bezirke Tempelhof und Schöneberg zum Jahreswechsel 2001. Diese führte zu dem Verlust der rot-grünen Mehrheit in der bisherigen Bezirksverordnetenversammlung von Schöneberg. In der fusionierten BVV erhielt die CDU die absolute Mehrheit. Als Folge der Ablösung der grünen Bürgermeisterin durch einen Bürgermeister aus den Reihen der CDU gerieten auch der Präventionsrat und das Quartiersmanagement in die Zuständigkeit des ebenfalls zur CDU gehörenden Stadtrates für Soziales. So war gegen Ende meiner

<sup>58</sup> Zum Zeitpunkt meiner Forschungen setzte sich das Team aus einer im Rathaus angesiedelten Koordinatorin, einer Stadtplanerin, einem Historiker, sowie den bereits erwähnten Mitarbeiterinnen zur Förderung der lokalen Ökonomie zusammen. Zum Team gehörte weiterhin eine türkische Muttersprachlerin, die insbesondere für Dolmetscher- und Übersetzungstätigkeiten, sowie die Kontaktaufnahme zu den türkischsprachigen Bewohnern zuständig war.

<sup>59</sup> Feldtagebuch vom 22. November 2000.

empirischen Forschung davon auszugehen, dass dieser Wechsel der Verantwortung sich sowohl im Stil als auch in den diskutierten Inhalten niederschlagen werde. Gleichfalls blieb unklar, ob den beiden beschriebenen lokalpolitischen Instrumenten im neuen, durch die CDU dominierten, Bezirksamt die gleiche Aufmerksamkeit zukommen werde wie zuvor. Das bisherige Funktionieren des Präventionsrates hatte viel damit zu tun, dass seine Arbeit durch die damalige Bürgermeisterin zur Chefsache erklärt worden war. Allerdings handelt es sich hierbei um Entwicklungen, die im Rahmen dieser Arbeit – aufgrund der zeitlichen Begrenzung meiner empirischen Forschung – keine weitere Beachtung finden konnten.

### Die interpretierte Stadtlandschaft: die diskursive Erschaffung von Lokalität

In den zitierten Medienberichten sowie in den beschriebenen lokalpolitischen Foren zeigt sich der Schöneberger Norden als ein Raum, der durch politische Akteure oder Journalisten interpretiert und mit Bedeutungen belegt wird. Stellt man die Frage nach den Bedingungen »lokaler Identität« in einer spätmodernen Stadt so müssen diese Interpretationen und Bedeutungen unbedingt mit einbezogen werden. Forschungsgegenstand dieser Arbeit ist daher nicht primär die materielle Beschaffenheit des Stadtteils oder die soziale Zusammensetzung seiner Bewohner, sondern eben die Entstehung einer solchen interpretierten Stadtlandschaft.

Die erste Grundlage lieferten die Medien: Phasenweise rückte der Schöneberger Norden in das mediale Rampenlicht und wurde – wie beschrieben – mit einer Bilderkette des urbanen Verfalls überzogen. Die permanenten Berichte vom Müll, von der Gewalt, von Arbeitslosigkeit, den Drogen, jeglichen Formen der Abhängigkeit, sowie dem hohen Ausländeranteil setzten sich zu einem Assoziationsraum zusammen, der sich gewissermaßen mit dem Stadtraum verwob. Der Stadtteil bekam eine stigmatisierende Identität, die nicht zuletzt dadurch immer bekannter wurde, da sich jeder neuer Artikel wieder auf die bereits vorhandene Bedeutungskette bezog.

Sicher auch als Folge der dramatischen Medienberichte entstand eine lokalpolitische Praxis, die mit neuen Instrumenten – insbesondere Quartiersmanagement und Präventionsrat – auf die soziale Problemlage reagierte. Das »Problemquartier« bekam einen zentralen Platz auf der Agenda der Bezirkspolitik. Die grüne Bezirksbürgermeisterin erkannte hier die Notwendigkeit zu handeln, aber sicher auch die Profilierungsmöglichkeit für eine grüne Lokalpolitik. Gleichzeitig wurden durch den Senat besondere Fördermittel bereitgestellt, um den Raum städtebaulich aufzuwerten oder um Projekte zur Hebung des Images anzustoßen.

Wichtig ist die Erkenntnis, dass die beschriebene Bilderkette vom urbanen Verfall, den zentralen Bezugspunkt für die Äußerungen von Kommunalpolitikern oder Mitarbeitern des Bezirksamtes über den Schöneberger Norden darstellt. Jede lokalpolitische Maßnahme wird von einer Vielzahl von verbalen Positionierungen zu dem beschriebenen Assoziationsraum begleitet. Je nach politischer Ausrichtung überwiegt der Versuch, die Probleme des Stadtteils durch lokalpolitische Initiativen zu verbessern oder die Versuchung, den Schöneberger Norden weiter als »anderen Ort« zu stigmatisieren und somit an seiner Absonderung von der Stadtgesellschaft mitzuwirken.

Teils sicher ungewollt sind sowohl die Medien als auch lokalpolitische Akteure daran beteiligt, den Schöneberger Norden im Bewusstsein der Stadtöffentlichkeit weiter als »sozialen Brennpunkt« zu markieren. So wie die Medienberichte den Stadtteil nicht einfach passiv beschreiben, sondern immer auch dazu beitragen, ihn in der öffentlichen Wahrnehmung als »Problemquartier« zu konstruieren, können die beschriebenen Aktivitäten des Präventionsrates oder des Quartiersmanagements eine ambivalente Wirkung entfalten: die Bereitstellung besonderer Fördergelder und die Tätigkeit professioneller Stadtteilmanager leisten sicher einen wichtigen Beitrag zur Bearbeitung lokaler Probleme. Da sich aber diese Maßnahmen alleine aus der »Krisensituation« erklären, tragen sie gleichzeitig immer auch zu einer weiteren Kennzeichnung dieses Gebietes eben als »Problemquartier« bei. Dabei muss offen bleiben, ob sich diese Markierung durch die lokalpolitischen Instrumente allmählich auflöst oder aber sich zu einer dauerhaften Absonderung des Stadtteils in der öffentlichen Wahrnehmung verdichtet.

Das Beispiel des Schöneberger Nordens zeigt somit, dass der Kiez maßgeblich durch ortsfremde Akteure mit Bedeutungen und Bildern belegt wird. Daraus folgt, dass jeder theoretische und methodische Ansatz, der das Phänomen »lokaler Identität« alleine aus dem Stadtteil heraus zu erklären versucht, zu kurz greift. Der lokale Raum zeigt sich nicht als kulturell oder sozial homogener Lebens- und Kulturraum, sondern als ein umstrittener Bedeutungsraum. Daher gilt es, einen theoretischen und methodischen Rahmen zu definieren, der »lokale Identität« über die Untersuchung der Beziehungen zwischen Stadtraum, politischen und medialen Akteuren, sowie den Bewohnern erklärt.

Der Rahmen, der dies ermöglicht, ist die Analyse des »Diskurses über den Schöneberger Norden als sozialem Problemquartier«, an dessen Entstehung, Ausbreitung und Ausgestaltung die genannten Akteure beteiligt sind. Die Fokussierung auf diesen Diskurs trägt der Erkenntnis Rechnung, dass die lokale Identität des Schöneberger Nordens eben in den vielfältigen Bezugnahmen der Akteure aufeinander, beispielsweise im Aufgreifen der medial transportierten Sprachbilder und Metaphern in politischen Diskussionen oder Alltagsgesprächen, entsteht. Eine Aussage über den Schöneberger Norden bekommt eben durch ihre Positionierung zu anderen Aussagen ihre Bedeutung. Durch die Annäherung an den lokalen Raum über die Analyse seiner Diskursivierung lässt sich zeigen, wie Mediendiskurse, politische Handlungsebene und individuelle Raumwahrnehmung durch die Bewohner interagieren.

Dieser Diskurs wird durch die Menge aller Sprechakte über den Schöneberger Norden gebildet. Seine Grenzen entsprechen somit nicht den räumlichen Begrenzungen dieses Stadtteils. Ein Mensch partizipiert nicht primär durch seinen Wohnort an diesem Diskurs, sondern dadurch, dass er sich über den Schöneberger Norden äußert. Die Fähigkeit eines Menschen, seine Einschätzung innerhalb eines bestimmten Gesprächsrahmens zu Gehör zu bringen und durchzusetzen, entscheidet über seinen Anteil an der Definition des lokalen Raums Schöneberg Nord.

Die Wirkung und Fortentwicklung dieses Diskurses lässt sich in konkreten Gesprächsrahmen nachvollziehen: Die mediale Stadtöffentlichkeit bildet einen solchen Rahmen, die Formen politischer Auseinandersetzung auf Bezirks- und Landesebene zwei weitere mit vielfältigen Verbindungen. Der Präventionsrat stellt einen kieznahen Rahmen lokaler Öffentlichkeit dar, der sich durch die Vielfalt der sozialen Akteure auszeichnet. Da hier Bewohner, Vermieter, Gewerbetreibende, Politiker, Lehrer, Erzieher u.v.a. aufeinander treffen und ihre Einschätzungen über die soziale Gestalt, die Probleme und die Grenzen des lokalen Raums vorbringen und weiterentwickeln, lässt sich hier die gegenwärtige Neuformulierung einer lokalen Identität beobachten. Die Anwesenheit von Journalisten macht den Weitertransport der hier entwickelten Positionen und Einschätzungen wahrscheinlich.

Über die Analyse dieses Diskurses geraten aber gerade auch die Bewohner ins Visier. Es lässt sich untersuchen, inwiefern die beschriebenen medialen und politischen Diskurse den Bezugsrahmen für die Ortsbezogenheit der Bewohner definieren.

## Der lokale Raum: eine Ansammlung von Individuen

### Zur Erforschbarkeit lokaler Stadträume im Zeitalter der Globalisierung: Martin Albrows Konzept der »Soziosphären«

Zur Erklärung der Position der Bewohner des »Problemgebietes« erwiesen sich Martin Albrows Überlegungen zur Erforschbarkeit lokaler Räume im Zeitalter der Globalisierung als hilfreich. Albrow verwirft die Idee einer lokalen Gemeinschaft oder lokalen Identität und entwickelt ein Modell, um bei der Erforschung des lokalen Stadtraums bei den Individuen anzusetzen.<sup>60</sup>

Albrow verweist auf die Gefahr in gewohnte Forschungsbahnen zu geraten, wenn man die Methoden und die Begrifflichkeit der klassischen Stadtsoziologie rezipiert ohne sie zu reflektieren.<sup>61</sup> Eine solche Reflexion der eigenen Fachgeschichte betreibt Albrow mit dem Ziel, eine Forschungspraxis und einen Begriffsapparat zu entwickeln, die der spätmodernen Stadt angemessen sind. Dabei gilt es, die forschungsleitende Grundannahme der klassischen Stadtsoziologie, dass Menschen über Gemeinschaft und/oder Kultur an Orte gebunden sind, zu überwinden. In dieser Perspektive erschienen Migration, anonyme Nachbarschaften oder ortssprengende Netzwerke als Sonderfälle oder sogar als abnorm. Albrow will mit der Vorstellung brechen, dass Menschen, die innerhalb eines gewissen Territoriums leben, Gemeinschaft und gegenseitiges Verständnis entwickeln *müssen*. Ausgehend von der Vermutung, »dass die Örtlichkeit eine viel weniger grundlegende Bedeutung für Individuen und soziale Beziehungen hat, als ältere Forschungsparadigmen zugeben«, <sup>62</sup> will er »die Vorstellung, dass der Ort die wesentlichen sozialen Beziehungen umgrenzt«<sup>63</sup> überwinden.

Hierzu entwickelt er eine beim Individuum einsetzende Methode, um »ein Spektrum von Antworten« zu bekommen, »das über die Vorstellung lokaler Kultur und Gemeinschaft hinausweist, und zwar ohne Hinweise auf Begleiterscheinungen wie Anomie oder soziale Auflösung, welche die alten Konzepte in der Regel annehmen«.<sup>64</sup>

<sup>60</sup> Ich beziehe mich hier in erster Linie auf Martin Albrows Text: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt.

<sup>61</sup> Da Albrow gerade auch auf eine ethnographisch operierende Stadtsoziologie verweist, können seine Überlegungen zur Fachgeschichte auch auf die Stadttethnologie bezogen werden.

<sup>62</sup> Martin Albrow: Auf Reisen jenseits der Heimat, S.296.

<sup>63</sup> Ebd., S.297.

<sup>64</sup> Ebd., S.299.

Albrows methodologische Überlegungen bauen auf den Erfahrungen während seiner Forschungen in dem Londoner Stadtteil Tooting auf. Er beschreibt seinen Untersuchungsraum als ein zusammenhangsloses Nebeneinander sehr unterschiedlicher Lebensentwürfe, die eben nicht durch ein umfassendes Gemeinschaftsgefühl aneinander oder an den Ort gebunden werden. »Es verhält sich schlicht so, dass ihre Welten nebeneinander bestehen, ohne jeweils die andere zu beeinflussen.«<sup>65</sup>

Er sucht nach einem Instrument, mit dem sich dieses Fehlen eines »traditionellen Gemeinschaftskonzepts auf der Grundlage einer gemeinsamen lokalen Kultur«<sup>66</sup> beschreiben lässt, ohne als Problem zu erscheinen. Zu diesem Zwecke entwickelt er die Kategorie der »Soziosphäre«.

Soziosphäre meint das »Bedeutungsfeld« oder die »Interessensphäre«, in dem sich ein individueller Lebensentwurf realisiert. Es geht hierbei um den Tatbestand, dass sich die Bewohner eines Ortes in Netzwerken mit ganz unterschiedlichen Ausdehnungen in Zeit und Raum bewegen. Dem konkreten (Wohn-) Ort kommt keine tiefere Bedeutung zu, als der Punkt zu sein, an dem die einzelnen »Soziosphären die Erde buchstäblich berühren«.<sup>67</sup>

So betrachtet Albrow einen Stadtraum als Kreuzungspunkt verschiedener Beziehungsnetzwerke und nicht als Container von Gemeinschaft oder lokaler Kultur. Als Ausgangspunkt einer empirischen Forschung bietet ein solcher Stadtraum die Möglichkeit, »ein zusammenhängendes Ganzes aus der Gesamtheit der Erfahrungen an einem Ort [zu] konstruieren, dem eine gewisse Objektivität eignet«.<sup>68</sup>

In den Blick kommt Differenz der Lebenskonzepte und eine relative Gleichgültigkeit gegenüber dem Ort. Albrow entwirft das Bild von Menschen, die »getrennte Existenzen« führen, »wie Flugzeuge, die je nach Streckenlänge verschieden hoch fliegen und deren Wege sich kreuzen, wohl organisiert und ohne einander zur Kenntnis zu nehmen«.<sup>69</sup> Die Bewohner eines Ortes entwickeln weder eine Vorstellung von der Bedeutung, die der Ort für ihre Nachbarn besitzt, noch bilden die Soziosphären »ein harmonisches Sozialgefüge«. Albrows Anliegen ist es, diese Abwesenheit von Gemeinschaft nicht als Problem, sondern als Normalfall des Zusammenlebens in einer spätmodernen Stadt zu etablieren: Das Fehlen einer integrierenden Idee von Gemeinschaft oder Kultur führt nicht zwangsläufig zu Konflikt oder sozialem Verfall. Die soziale und kulturelle Vielfalt der Soziosphären bildet die Grundlage der Erforschung eines Stadtraums. Ein Stadtteil ist:

<sup>65</sup> Ebd., S.307.

<sup>66</sup> Ebd., S.309.

<sup>67</sup> Ebd., S.309.

<sup>68</sup> Ebd., S.309.

<sup>69</sup> Ebd., S.311.

durch eine Vielfalt der Lebensstile und sozialen Konfigurationen charakterisiert. Diese Vielfalt würde dann die Wirklichkeit konstituieren, nicht irgendein Durchschnitt unterschiedlicher Lesarten des gleichen Phänomens.<sup>70</sup>

Der Begriff der »Soziosphäre« bietet die Möglichkeit, die Gleichgültigkeit, die spätmoderne Lebensentwürfe konkreten Orten entgegenbringen, zu thematisieren. Die an Arjun Appadurai angelehnte Kategorie der »sozialen Landschaft« ermöglicht es, soziale und räumliche Mobilität als konstitutive Eigenschaft sozialer Räume anzunehmen. Sie thematisiert die Flüchtigkeit eines sozialen Kosmos, der sich sowohl in der Zeit fortwährend wandelt als sich auch aus der Perspektive eines jeden Bewohners und Beobachters verschieden darstellt. Die soziale Stadt-Landschaft entsteht einerseits als die Summe der Perspektiven, die auf einen städtischen Raum geworfen werden – und zwar sowohl von Bewohnern als auch von Passanten. Andererseits bildet sie sich aus der Summe der Soziosphären, die hier aufeinander treffen. Betrachtete man die lange dominante Vorstellung eines Übereinanderfallens von Raum, sozialer Gruppe und Kultur als Ausgangspunkt, so erschiene die soziale Landschaft als eine Subtraktion – das Ergebnis wäre Differenz: Schöneberg Nord erscheint als ein Ort, an dem 17.000 kulturell und sozial anders gelagerte soziale Sphären aufeinander treffen.

## Die gewendete Perspektive: der urbane Nahraum als Problem

Der Schöneberger Norden ist also als ein Ort zu begreifen, an dem die sehr verschieden gearteten Soziosphären der Bewohner »buchstäblich die Erde berühren«. Hier begegnet man einer türkischen Sozialhilfeempfängerin, die sich einen Besuch in der Türkei nicht leisten kann, aber über das Kabelfernsehen in der Lage ist, das Tagesgeschehen in der Türkei zu verfolgen und emotional mitzuerleben. Man trifft auf Reste eines deutschen Industrieproletariats, das zwischen Eckkneipe und Fußball-Verein doch noch vergleichsweise stark an seinen Kiez gebunden ist. Man begegnet einer berenteten Hilfsarbeiterin, die in den zwanziger Jahren als Dienstmädchen aus Pommern nach Berlin zuwanderte und seitdem im gleichen Haus im Schöneberger Norden beheimatet ist. Ein ungelernter Mann Mitte Fünfzig, der über Jahre zwischen ABM-Stelle und Arbeitslosigkeit hin- und herwechselt, teilt sich diesen Ort mit den Angehörigen einer erlebnisorientierten und kunstinteressierten, materiell saturierten Mittelschicht. Diese verschiedenen Soziosphären lassen sich nicht zu einer Vorstellung von Gemeinschaft zusammenfügen.

<sup>70</sup> Ebd., S.307.

Martin Albrows Überlegungen eignen sich, um den lokalen Raum *a priori* als ein solches Nebeneinander von Individuen zu begreifen. Er befreit dadurch von dem gemeinschaftsorientierten Ballast traditioneller Stadtteilmforschungen. Entsprechend baute ich die Erkenntnis, dass eine Lokalstudie nicht nach raumgebundenen Gemeinschaften oder Kulturen suchen sollte, sondern zunächst beim Individuum anzusetzen hat, als grundlegenden Baustein in mein Forschungsdesign ein.

Aber vielleicht ist es ein übertriebenes Distinktionsbedürfnis Martin Albrows von dieser traditionellen Vorgehensweise, das zu einer Verkennung der politischen und sozialen Bedeutung des lokalen Raums führt. Einige seiner Grundannahmen lassen sich deutlich als Antithesen zu den forschungsleitenden Ideen seiner Vorgänger erkennen: Statt von einer stabilen Ortsbindung der Individuen auszugehen, redet er von der Gleichgültigkeit der Bewohner gegenüber ihrem Nahraum. Er sucht nicht nach ortsgebundenen Gemeinschaftsbildungen, sondern formuliert die Annahme, dass es keine relevante Vergemeinschaftung im lokalen Rahmen gibt. Er sieht in dem zusammenhangslosen Nebeneinander von Fremden im lokalen Raum kein Signum des sozialen Verfalls, sondern betrachtet es als problemlos und spannungsfrei.

Hierdurch formuliert er Thesen, die meiner Meinung nach der empirischen Überprüfung bedürftig sind und sich somit in Forschungsfragen für eine lokale Untersuchung übersetzen lassen: Stehen die Individuen ihrem Nahraum tatsächlich gleichgültig gegenüber? Zeichnet sich ein spätmoderner städtischer Nahraum durch das Fehlen jeglicher ortsgebundenen Gemeinschaftsbildung aus? Läuft das Nebeneinander ganz verschiedener Soziosphären tatsächlich so glatt oder entsteht daraus nicht eine Vielzahl von nahräumlichen Problemen und Spannungen? Ist es nicht notwendig, den lokalen Raum als sozialen Raum exakt zu erforschen, um diese Fragen beantworten zu können?

Somit akzeptierte ich für meine Forschung im Schöneberger Norden Martin Albrows Grundannahme, die den lokalen Raum als eine Ansammlung von Individuen konzipiert. Ich drehte allerdings den Blickwinkel um 180 Grad und fokussierte bewusst nicht die unterschiedliche Ausdehnung verschiedener Soziosphären, sondern nahm den Schöneberger Norden als sozialen Raum und politisches Feld ins Visier, um Martin Albrows weiterführende Thesen zu überprüfen.

Funktioniert es wirklich, dass »Individuen mit sehr unterschiedlichen Lebensstilen und sozialen Beziehungen in unmittelbarer Nähe leben können, ohne miteinander in Konflikt zu geraten«?<sup>71</sup> Oder führt nicht das zusammenhangslose Nebeneinander fremder Menschen zu den nahräumlichen Krisenerscheinungen, die in der Presse oder in sozialwissenschaftlichen Schriften bedauert werden. Um diese Fragen zu beantworten, versuchte ich einen Zwischenweg zu gehen: Ich wollte weder das Fehlen von Gemeinschaft und symbolischen Ortsbindungen fraglos als Problem betrachten, noch die Abwesenheit solcher Bindungen als zwingende Norm der Spätmoderne annehmen.

<sup>71</sup> Ebd., S.308.

Entsprechend wurde die Endphase meiner empirischen Forschung durch zwei Leitfragen bestimmt: Einerseits untersuchte ich, ob mit den beschriebenen lokalpolitischen Aktivitäten im Schöneberger Norden eine Vergemeinschaftungsform entstanden ist, die auf das zusammenhangslose Nebeneinander verschiedener Soziosphären reagiert und die Individuen an den Nahraum bindet. Andererseits stellte ich die Frage, unter welchen Umständen das nahräumliche Zusammenleben von sehr verschiedenen Lebensentwürfen zum Problem werden kann.

Nach der Beschäftigung mit den stigmatisierenden Raumdiskursen traten somit die Verknüpfungen zwischen einem lokalen Vergemeinschaftungs-Prozess und individuellen Raumbezügen in das Zentrum meiner Forschung.

## Grundsätze zur Auswahl der Interviewpartner und Auswertung der Interviews

Aus diesem Forschungsinteresse ergab sich die Auswahl meiner Interviewpartner. Anstatt die räumliche Ausdehnung oder die soziale Verzweigung verschiedener Soziosphären zu erforschen, beschränkte ich mich auf Bewohner, für die der Nahraum zum Problem geworden war.

Ich formulierte meine Ausgangsvermutung, dass die Besucher des Präventionsrates und der mit ihm verbundenen Gruppen aus individuellen Gründen zu der Einschätzung gelangt sein müssten, dass ihr Kiez problembehaftet sei. Entsprechend interviewte ich Menschen, die mit einer der Gruppen oder Initiativen, die im Zuge des Präventionsrates oder des Quartiersmanagements entstanden sind, Kontakt aufgenommen hatten.<sup>72</sup>

Meine Besuche im Präventionsrat erwiesen sich als hervorragende Möglichkeit, Interviewtermine zu vereinbaren. Ausgehend von den Diskussionen im Plenum sprach ich Menschen an, die mir aufgrund ihrer Beiträge oder ihrer Funktionen interessant erschienen. So redete ich sowohl mit »Experten« – also Quartiersmanagern, Politikern, Lehrern oder Sozialarbeitern<sup>73</sup> – als auch mit Bewohnern, die sich mit ihren Sorgen an

<sup>72</sup> Es sollte sich als eines der Ergebnisse meiner Forschung herausstellen, dass Besucher des Präventionsrates die verschiedensten Gründe für ihre Teilnahme haben können. Es ist nicht notwendig, dass sie kontinuierlich unter den Zuständen im Nahraum leiden, um sich zu engagieren. Trotzdem möchte ich an der Ausgangsvermutung insofern festhalten, dass die Teilnehmer am Präventionsrat und den anderen Gruppen den Nahraum zumindest problematisieren.

<sup>73</sup> Nach der eben dargelegten Grundsatzentscheidung gehörten diese »Experten« nicht zu meiner Zielgruppe und finden entsprechend keine Berücksichtigung in den Portraits der folgenden Kapitel. Trotzdem führte ich mit diesen Akteuren eine Reihe von Gesprächen, um mir ein

den Präventionsrat gewandt hatten. Es war ein großer Vorteil, dass ich das Auftreten meiner Informanten im Rahmen des Präventionsrates beobachten konnte. Die empirische Basis meiner Interpretationen wird also nicht alleine durch Interviews mit mir ansonsten unbekanntem Personen gebildet. Mit einer Ausnahme bin ich allen Personen, die ich im nächsten Teil portraitiere, mindestens fünfmal begegnet. Am unteren Ende stehen hierbei kurze Grußkontakte im Rahmen einer Veranstaltung, die aber dennoch eine Beobachtung dieser Person ermöglichten. Mit einigen Informanten begann ich mich aber auch anzufreunden.

Weiterhin habe ich im Rahmen meiner einjährigen Feldforschung eine Vielzahl von kürzeren und längeren Gesprächen mit Menschen geführt, die weder am Präventionsrat teilnahmen, noch ihren Nahraum als Problem empfanden. Ihre Aussagen fanden aufgrund der empirischen und theoretischen Zuspitzung dieser Arbeit keine direkte Berücksichtigung. Allerdings flossen sie in meine Raumwahrnehmung ein und boten mir ein entscheidendes Gegenbild, um die Äußerungen meiner Informanten einordnen zu können.

In meiner Interview-Führung und in der anschließenden Auswertung orientierte ich mich, entsprechend der erläuterten theoretischen Zuspitzung dieser Arbeit, an drei Fragehorizonten:

Erstens interessierte ich mich für den jeweiligen individuellen Grund, aus dem der Nahraum als Problem erlebt wurde. Ich erfuhr somit von der Vielfalt der Problemlagen und Spannungen, die ein Mensch mit seinem Kiez verbinden kann und die doch ganz anders gelagert sind als es die Bilder des medialen Diskurses vermuten lassen.

Zweitens untersuchte ich, wie sich die mediale Stigmatisierung des Kiezes mit den eigenen Alltagswahrnehmungen zu dem individuellen Raumbezug der einzelnen Gesprächspartner verband. Im Zuge der Interview-Auswertung ging ich zunehmend von einer sich verstärkenden Dialektik zwischen medialen Bildern und Alltagswahrnehmung aus: Die Entdeckung des Raums als Problem führte häufig zu einer bewussteren Wahrnehmung der Medienberichterstattung über Schöneberg Nord oder den generellen »Verfall der Innenstadtquartiere«. In meinen Interviews wurde mehrfach deutlich, dass ein heftiges negatives Erlebnis im lokalen Raum die Wahrnehmung des »Lokalen« und der Medienberichte ändern kann.<sup>74</sup> Ist ein Mensch mit den Bildern vom urbanen Verfall vertraut, so findet er im Schöneberger Norden genug materielle Anlässe, sie hier zu verorten: ein zugedrehtes brachliegendes Grundstück, von Graffiti besprühte Häuserwände, die regelmäßig an den Ecken herumstehenden türkischen Jungs, die sich in der Zurschaustellung ihrer Männlichkeit zu übertreffen versuchen, die ramschigen Auslagen und lieblos gestalteten Schaufenster der Geschäfte in der südlichen Potsdamer

größeres Hintergrundwissen anzueignen und etwas über das Funktionieren des lokalen Raums als politischem Feld zu erfahren.

<sup>74</sup> Siehe hierzu insbesondere die Portraits von Lukas und Sarah.

Straße oder die Drogen-Prostitution in der Frobenstraße können für ein sensibilisiertes Auge den »Verfalls-Diskurs« erlebbar machen. Diese Interpretation des Raums ist aber nicht zwingend. Ich traf durchaus auf Gesprächspartner, die diese »wilden Seiten« des Kiezes positiv einschätzen: »Ich fühle mich wie in New York« oder »hier ist es wie bei Andy Warhol« lauteten Kommentare von Bewohnern, die nie eine bleibende negative Erfahrung mit ihrem Wohnraum machten. Eine solche Einstellung kann aber kippen: die vorher als positiv erfahrene Wildheit eines Kiezes kann zum Verfallsszenarium werden, wenn man einmal ausgeraubt, beschimpft oder bedroht wurde.

Entsprechend zeigten sich Raumwahrnehmung und Nahraumbezug auch als ein »kreativer« Prozess, in dem ein Mensch die Anstöße aus dem materiellen Stadtraum und den medialen Diskursen nach einer eigenen Logik in eine individuelle Form zusammenzubringen versucht.

Drittens wollte ich wissen, ob sich Präventionsrat und Quartiersmanagement zur Bearbeitung der Problemlagen eignen und inwiefern diese neue nahräumliche Vergemeinschaftungsform die Raumbezüge meiner Gesprächspartner beeinflusst. Weiterhin interessierten mich die individuellen Aktivitäten und Positionierungen, die sich aus dem Vorhandensein des Präventionsrates ergaben.

Ich bemühte mich, in jedem der nun folgenden Portraits, die individuell verschieden gelagerten Verbindungen zwischen Alltagswahrnehmungen, medialem Diskurs und Präventionsrat herauszuarbeiten. Zur Verschriftlichung in Form der Portraits suchte ich in den Äußerungen meiner Gesprächspartner nach einem »Leitmotiv des Raumbezugs«, also nach einer zentralen Geschichte, einem wiederkehrenden Motiv, einem die Erzählungen strukturierenden Problem, anhand dessen sich die »Person erzählen lässt«.

Die Auswahl der Interviewpartner, die ich im folgenden Kapitel portraitiere, geschah nach folgender Dramaturgie: Aus der Entscheidung, mich in der räumlichen Begrenzung meines Forschungsfeldes durch den erwähnten lokalpolitischen Prozess leiten zu lassen, folgte die Beschränkung meiner Interviews auf Bewohner des »Problemgebietes«. Entsprechend des zentralen Ortes des »Sozialpalastes« innerhalb des lokalen Diskurses von Schöneberg Nord sind die Bewohner dieses Gebäudes mit fünf Bewohnern überrepräsentiert. Das Portrait von Emine soll eine Brücke zwischen dem »Sozialpalast« und anderen Gebieten des »Problemquartiers« darstellen: Emine hat ihren Arbeitsplatz im »Sozialpalast«, wohnt aber am anderen Ende des Gebietes. Lukas lebt im gleichen Haus wie Emine. Ebenso stammen die Frauen aus der Bülowstraße aus dem östlichen Teil des »Problemgebietes«. Es war mir wichtig, durch die Auswahl der Interviews das Gebiet einmal zu durchschreiten.

Durch die Anordnung der Portraits in Form einer Collage möchte ich einen Eindruck von dem gegenwärtigen sozialen Kosmos des Schöneberger Nordens und dem Funktionieren des Präventionsrates vermitteln. Ich wollte nicht alleine die Raumwahrnehmung von acht Menschen beschreiben, sondern den Prozess der politischen und sozialen

Interpretation eines lokalen Raums im Rahmen eines Diskurses vom urbanen Verfall ethnographieren.

Durch die Lektüre der Portraits soll sich somit eine »soziale Stadtlandschaft« entfalten, die sich aus den Verbindungen zwischen den »Soziosphären« der Bewohner, dem politischen Umgang mit dem Kiez und den medialen Diskursen zusammensetzt. Jedes Interview ist ein Aussichtspunkt, von dem aus sich die Konturen dieser Landschaft sehen lassen. Es ist die Wahrnehmung jedes einzelnen Gesprächspartners, die entscheidet, welche Aspekte des sozialen Raums scharf zu sehen sind, welche im Nebel liegen, am Horizont verschwinden oder überhaupt nicht auszumachen sind.

## Der Schöneberger Norden als soziale Stadtlandschaft

### Herr Bischof<sup>75</sup> oder die Koalition des lokalen Wandels

Ich lernte Herrn Bischof auf einem Treffen des Präventionsrates kennen. Er war mir schon bei meinem ersten Besuch im Juni 2000 aufgefallen. Er saß im hinteren Teil des Raums, bat die Teilnehmer sich in eine Liste einzutragen und verkaufte Getränke.

Kurz darauf stieß ich in einem Zeitungsartikel auf sein Photo. Ich erkannte in dem Getränke-Verkäufer einen der drei Sprecher des Mieterbeirates des »Sozialpalastes«. Der Artikel handelte von dem Kampf einiger Mieter gegen das schlechte Image ihres Hauses. Hierzu wurde der Mieterbeirat vorgestellt, der sich einige Wochen nach der Abriss-Diskussion gegründet hatte. In dem Artikel erzählte Herr Bischof von den kleinen Erfolgen, den Umbaumaßnahmen und der wachsenden Achtsamkeit der Mieter. »Die Bewohner halten zusammen. Sie sorgen selbst für Verbesserungen [...] Die Menschen können sich jetzt besser mit ihrem Haus identifizieren.«<sup>76</sup>

Der Grundton des Artikels war zögerlich positiv. Die Berichte über den Stimmungswandel wurden flankiert von den alten Stereotypen. Da war die Rede von verwahrlosten Kindern oder Urinpfüten in den Fahrstühlen. Der Schluss des Artikels zeigte aber, dass die neuen Aktivitäten im »Sozialpalast« zu einer anderen Berichterstattung führen können:

Aber eines ermutigt alle: Die Einstellung der Bewohner zu ihrem Gebäude hat sich verändert. Ein Junge geht auf Michael Bischof zu. Er entschuldigt sich im Namen seiner Familie, weil niemand zu Hause war, als der Kammerjäger wegen der Kakerlaken kam. Der Desinfektor kommt jetzt jede Woche, säubert Etage für Etage. Früher hätte sich niemand entschuldigt und um einen Ersatztermin gebeten.<sup>77</sup>

Bei dem nächsten Treffen des Präventionsrates fragte ich Herrn Bischof, ob er sich mit mir über die Arbeit des Mieterbeirates unterhalten würde. Er war sofort zu einem Gespräch bereit. Wir verabredeten uns zu einem Interview im »Vor-Ort-Büro des Quartiersmanagements«, das in einem der Flachbauten des Sozialpalastes untergebracht ist.

<sup>75</sup> Ich habe die Namen von allen portraitierten Personen verändert.

<sup>76</sup> *Berliner Zeitung* vom 9. März 2000.

<sup>77</sup> Ebd.

Der Mieterbeirat und das Quartiersmanagement sind durch verschiedene Fäden verbunden. So trifft sich der Beirat in dem Vor-Ort-Büro und in der Regel nimmt zumindest einer der Manager an den Treffen teil. Eine weitere Verbindung stellt die Person Herr Bischof dar. Als ABM-Kraft erledigt er viele Zuarbeiten im Büro des Quartiersmanagement, so dass er auch im Mieterbeirat eine Sonderstellung einnimmt. Da er viel Zeit im Vor-Ort-Büro verbringt, stoßen Mieter, die Kontakt zum Beirat suchen, meist auf ihn: »Weil ich jetzt den ganzen Tag hier bin, mach ich in dem Sinn als Sprecher das meiste, weil das ja einfacher ist als wenn man das nur abends oder zwei, drei Stunden macht.«<sup>78</sup>

Es ist sicher auch der Grund, warum gerade Herr Bischof so häufig in den Medien erscheint. Er ist verfügbar, wenn sich ein Journalist für die Bewohner-Aktivitäten interessiert und der *Wohnmaschine* ein Gesicht geben möchte.<sup>79</sup>

Das Gespräch mit Herrn Bischof war für mich der erste Schritt, um die Bilder des »Mythos vom Sozialpalast« durch eine Binnensicht zu relativieren. Zwar glaubte ich auch vor meinem Kontakt zu Bewohnern nicht, dass diese Bilder die Realität eines gelebten Alltages widerspiegeln, aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihnen nichts entgegenzusetzen.

Das Bild vom »Unort« schien sich durch eine Diskussion, die sich im Rahmen eines Präventionsrat-Treffens zwischen Polizisten und Mietern entfaltete, zu bestätigen:

Ein Mieter aus dem Sozialpalast sagt, die Menschen würden den Mund nicht aufmachen, weil sie Angst hätten. Schon kleine Kinder würden mit Messern rumspielen. Er glaubt nicht an die Verbesserung der Sicherheits-situation in der letzten Zeit, die von der Polizei gesehen wird, sondern sieht eine latente Angst in der Mieterschaft. Er bekommt mehrfach Unterstützung von anderen Mietern. Es sei auch schon im Mieterbeirat angesprochen worden, dass sich die Mieter nicht trauten, die Polizei anzurufen, weil sie hinterher Repressionen erwarteten. Wenn man anrufe, dass in einer Wohnung gedealt werde, dann käme die Polizei immer erst zu dem Anrufer und somit sei den Leuten klar, wer da die Polizei angerufen habe. Dann könne man ausziehen.

Es gibt einen interessanten Frontverlauf im Raum. Da gibt es einige Mieter, die sich über die latente Angst ereifern. Da gibt es den Polizisten, der sagt,

<sup>78</sup> Gespräch mit Herrn Bischof vom 22. September 2000. Auch die folgenden Interview-Passagen entstammen diesem Gespräch.

<sup>79</sup> In meinem lückenhaften Archiv finden sich sieben Artikel, in denen Herr Bischof mit einem Photo erscheint oder mit einer längeren Einschätzung zitiert wird. Er berichtet auch von Interviews mit Fernseh-Journalisten. Die Bezeichnung »Wohnmaschine« findet sich beispielsweise in der *Berliner Morgenpost* vom 23. März 2000.

das sei ihm zu pauschal und das Argument, dass einer einen kennt, der einen kennt, dessen Mutter das schon mal passiert sei, damit könne man als Polizist nichts anfangen. Aus Sicht der Polizei sei der Sozialpalast kein Schwerpunkt von Gewalt und Kriminalität.<sup>80</sup>

Die Klage über die *latente Angst* schien das Bild vom Kriminalitätsschwerpunkt aus einer Innensicht zu bestätigen – diesmal nicht positioniert durch Medienleute, sondern direkt vorgebracht von den Mietern. Das hatte mich beeindruckt.

Entsprechend gespannt ging ich in dieses Interview. Ich versuchte aus dem Gelesenen und den Eindrücken nach zwei Rundgängen durch das Haus eine Interview-Strategie zu entwickeln. Zu diesem Zeitpunkt war mir unklar, welche Beziehung die reißerischen Zeitungsartikel zum Alltag im »Sozialpalast« besaßen. Daher brachte ich einen besonders auffälligen Artikel zu unserem Gespräch mit. Ich legte die Kopie eines *BZ*-Artikels auf den Tisch: »Mieter vom ›Sozialpalast‹ fordern: Reißt unser Haus ab! Der Sozialpalast: Die Diktatur der Kakerlaken. Vandalismus, Kakerlaken, Angst. Das harte Leben in Berlins heruntergekommensten Haus«<sup>81</sup>, war dort zu lesen. Ich wollte wissen, wie ein Bewohner des »Sozialpalastes« auf die negativen Bilder über sein Haus reagiert. Zeigt er Scham oder Wut, vielleicht Resignation, weil man tun kann, was man will und doch immer wieder mit den gleichen Bildern konfrontiert wird?

Natürlich lenkte ich unser Gespräch dadurch in eine bestimmte Richtung. Ich transportierte die Stereotype aktiv in unser Gespräch hinein und forderte von Herrn Bischof eine Positionierung. Daher vermute ich, dass Herr Bischof eine ähnliche Position bezog, wie in einem Interview mit einem Journalisten, der ihn mit den Bildern vom Schmutz, vom Vandalismus und dem sozialen Verfall konfrontiert.

Seine Reaktion erschien mir routiniert. Er wirkte auf mich fast wie ein professioneller Öffentlichkeitsarbeiter. Seine Reaktion zeigte aber auch die Schwierigkeiten, ein einmal verliehenes Negativ-Image wieder loszubekommen. Herr Bischof monierte an dem Artikel, dass er die Veränderungen der letzten Zeit nicht abbildet:

Die Bilder, die da drinnen sind, das sind alles alte Bilder. Wo dieser Artikel rauskam, da wurden schon die Flure gemacht und da war es auch schon nicht mehr so schlimm. Da kam dann dieser Artikel raus. [...] mit einigen Zeitungen oder Fernsehsender oder Magazinen, reden wir schon gar nicht mehr, weil wir ganz genau wissen, egal was wir sagen, es wird immer wieder kommen.

*Immer wieder was!*

<sup>80</sup> Feldnotizen vom 7. Juni 2000.

<sup>81</sup> *BZ* vom 11. Dezember 1998.

Dass negativ darüber berichtet wird in bestimmten Zeitungen. [...] gut man kann nicht nur Positives berichten, das ist auch klar, man muss das gegenüberstellen, bloß wenn ein Bericht im Fernsehen 30 Minuten lang ist und es wurde hier auch ganz was anderes gesagt und ganz was anderes aufgenommen und von diesen 30 Minuten wurde dann im Fernsehen 29 Minuten nur Negatives berichtet, das ist dann keine richtige Berichterstattung. Ja. Und wir wollen ja auch nicht, dass jetzt nur positiv, denn es ist noch nicht alles positiv. [...] Bloß man muss dann auch die andere Seite sehen.

*Was sich getan hat, meinen Sie?*

Positiv und negativ muss man immer gegenüberstellen, dann würden wir auch gar nichts gegen sagen. Denn wie gesagt, wenn ich mir diesen Bericht da ansehe in der BZ, da ist also nichts vernünftiges Positives drinnen. [...] Ich habe da mal angerufen, man hat es mir zwar nicht gesagt, aber ich hatte den Eindruck, die hatten den Tag nichts anderes zu schreiben.

Die Äußerungen von Herr Bischof stützten meine Ahnung, dass es in vielen der Artikel nicht um eine Beschreibung der sozialen Realität im »Sozialpalast« geht, sondern dass es eine Eigenlogik der Berichterstattung gibt, die aus dem Fundus an Negativ-Stereotypen schöpft und die die Bewohner leiden lässt. Mir wurde deutlich, welche Macht die medial verbreiteten Stereotypen besitzen, um einen lokalen Raum zu definieren.

*Wie geht hier der normale Mieter damit um? Ärgert den das?*

Den ärgert das, na klar ärgert den das. Ist doch ganz klar, wenn ich so einen Bericht lese oder auch andere lesen den und »Sag mal wo wohnst du denn da?« Ja, obwohl das schon gar nicht mehr so ist. Oder nachdem zum Beispiel dieser Bericht im Spiegel TV kam,<sup>82</sup> gab es hier ständig Ärger.

*Was war da?*

Na ja, da war nur, da wurde nur von Mord und Todschatz berichtet, obwohl wir auch ganz andere Sachen gesagt haben. Ja.

*Kennen Sie denn solche Reaktionen von Bekannten oder so, dass man Sie darauf anspricht, »Wo wohnen Sie denn?«*

<sup>82</sup> Im März 2000 erregte eine »Spiegel TV Reportage« aufgrund der Wiederholung der alten Stereotype den Ärger von Bewohnern und Hausverwaltung. Diese Auseinandersetzung lässt sich auch in den Berliner Medien verfolgen. Siehe beispielsweise den Artikel in der *Berliner Morgenpost* vom 23. März 2000 mit dem bezeichnenden Titel: »Hier herrscht kein Krieg: Anwohner empören sich über »Spiegel TV Reportage.«

»Wo wohnst du denn da« oder so. Und wenn man dann sagt, das ist nicht mehr so – dann »Aber da steht es doch.«

Seine Reaktion zeigte auch, dass er sich als Sprecher des Mieterbeirates für das Haus mitverantwortlich fühlte und sich mit den Versuchen, im »Sozialpalast« etwas zu verändern, identifizierte:

Der Geschäftsführer, der Herr Fritsch, der hatte dann schon angeleiert, den Universitäten diese Wohnungen anzubieten, was weiß ich, den Studenten als Wohngemeinschaften.

*Und hat das Erfolg gehabt?*

Dann kam dieser Artikel raus und da war erst mal die Sache geplatzt. Und danach hat sich das dann wieder ein bisschen beruhigt und dann hat das auch Erfolg gehabt und die Stimmung hier ist also- gut es gibt natürlich immer welche, die irgendwas zu meckern haben oder die immer sagen, das ist doch beschissen. Es ist auch noch nicht alles so, wie es sein soll, ja.

Der Wandel zum Positiven, der nach der Abrissdiskussion im »Sozialpalast« eingesetzt hat, war ein Leitmotiv unseres Gesprächs. Ich erfuhr, dass sich eine breite Koalition gebildet hat, ein Aktionskern, der sich aus einem Netzwerk aus Hausverwaltung, Quartiersmanagement, Bürgermeisterin, dem Mieterbeirat und anderen Bewohner-Gruppen zusammensetzt. Das Engagement der einzelnen Akteure erklärt sich bestimmt aus verschiedenen gelagerten Interessen. Sie treffen sich aber in dem Wissen, dass sich die Zustände im Haus und sein Ruf ändern müssen, denn »wenn das so jetzt weitergegangen wäre, dann wäre heute zum Beispiel fast das ganze Haus leer«.

Die leitende Idee dieser Koalition möchte ich als das »Projekt der lokalen Gemeinschaft« bezeichnen, dessen »Dogma« die Quartiersmanagerin Beate Miculcy formulierte: »Denn wenn sich die Leute mehr mit ihrem Kiez identifizieren, werden sie pfleglicher mit ihm umgehen.«<sup>83</sup> Ziel der Aktivitäten dieser Koalition ist es, lokale Identität und Gemeinschaft zu ermöglichen. Da sind einerseits die baulichen Veränderungen am »Sozialpalast«, die den maroden Charakter seines Erscheinungsbildes verändern sollen, gleichzeitig aber immer wieder als Maßnahmen gegen die herrschende Anonymität vorgestellt werden: So soll ein zentraler Eingang entstehen, an dem Tag und Nacht ein Pfortner sitzt, um den Zutritt von unerwünschten Personen zu verhindern. Die etwa 200 Meter langen Flure im Hochhaus sollen in drei oder vier Partien unterteilt werden, »um Nachbarschaften zu ermöglichen.«<sup>84</sup> Ein Bewohnercafé und die Umgestaltung der

<sup>83</sup> So die Quartiersmanagerin Beate Miculcy bei einem Kiez-Spaziergang am 3. April 2001.

<sup>84</sup> Ebd.

Innenhöfe sollen Raum zum gemeinsamen Aufenthalt schaffen. Hinter diesen Projekten steht die Grundidee, dass die räumlichen Gegebenheiten des »Sozialpalastes«, lokale Gemeinschaft verhindern oder zumindest erschweren. Im Umkehrschluss wird von den Veränderungen ein positiver Impuls für die Gemeinschaftsbildung und die Identifizierung der Bewohner mit ihrem Nahraum erwartet.

Andererseits versucht die »Koalition« durch eine Vielzahl von Veranstaltungen ein Kennenlernen zu begünstigen. So findet einmal im Monat ein Trödelmarkt statt, Sommer-Kinder- und Nikolausfeste werden veranstaltet, jeder Schritt der Umbau-Maßnahmen wird mit einer Feier bedacht, zu deren Vorbereitung verschiedene Bewohner-Gruppen aktiviert werden.<sup>85</sup> Die tiefere Bedeutung des Trödelmarkts beschrieb Herr Bischof folgendermaßen:

Dadurch kann man natürlich auch untereinander, den Zusammenhalt bisschen stärken und fördern. Wenn man dann miteinander spricht, was ja früher nicht war. Da ist man aneinander vorbeigegangen, aber jetzt spricht man miteinander, wenn man sich sieht [...] So sieht man halt, Mensch mit dem hab ich ja letztens schon mal gesprochen, da kann man ja wieder was machen.

Innerhalb des Aktivitätskerns kommt dem Mieterbeirat eine besondere Rolle zu. Einerseits können die Hausverwaltung und die Quartiersmanager auf das Engagement der vierzehn Mitglieder zählen. Sie verbreiten die Botschaften vom Wandel unter der Mieterschaft und übernehmen bei den Festen und Veranstaltungen teilweise sehr zeitaufwendige Funktionen. Somit stellen sie einen Motor der lokalen Gemeinschaftsbildung dar. Andererseits bilden sie ein Forum, in dem die baulichen Maßnahmen der Hausverwaltung und ihre Vorstellungen vom Zusammenleben der Mieter mit den »Mieterinteressen« abgestimmt werden und somit Legitimität erlangen.

Die beiden Hauptziele der »Koalition« – das Gemeinschaftsgefühl stärken und das schlechte Image des Hauses verbessern – verbanden sich in einem Wettbewerb zur Umbenennung des »Sozialpalastes« im März 2001. Die Quartiersmanager und auch die Mitglieder des Mieterbeirates betonten häufig, dass der Name von den Bewohnern als Stigma empfunden werde. Entsprechend wurde ein Wettbewerb initiiert, zu dem die Mieter Vorschläge für einen neuen Namen einreichen konnten. Es wurden etwa 100 Vorschläge abgegeben, die von einer Jury bewertet wurden. Als Preise stellte der Eigentümer Kino-Karten, ein Essen in einem Schöneberger Restaurant und als Hauptgewinn ein Wochenende an der Ostsee zur Verfügung. Die Umbenennung wurde als ein großes Fest gestaltet, auf dem die Preise verliehen wurden. Die Teilnahme der ehemaligen Bürgermeisterin, ihres Amtsnachfolgers, sowie einer Vielzahl von Journalisten stellte die

<sup>85</sup> Hierbei handelt es sich um ein türkischsprachiges und ein deutschsprachiges Frauencafé, die sich um die Beköstigung der Besucher kümmern.

Breitenwirkung der Aktion sicher.<sup>86</sup> Als Höhepunkt entrollten Kletterer an der Fassade des Gebäudes ein großes Plakat, auf dem der neue Name »Pallasseum« geschrieben stand. Selbstbewusst wurde darauf hingewiesen, dass es 1–4-Zimmer-Wohnungen zu vermieten gibt. Hunderte von Luftballons, bedruckt mit dem neuen Namen, stiegen in den Schöneberger Himmel.

In unserem Gespräch betonte Herr Bischof die Fortschritte der letzten Jahre. Er erzählte eine zögerliche Erfolgsgeschichte, die sich nicht auf bauliche Maßnahmen beschränkt:

Diese ganzen Veränderungen, die ja nicht nur äußerlich sind, so wie die neuen Eingänge, sondern auch innerlich, von den Bewohnern aus sind.

*Und wie erklären sie sich diese Veränderung?*

Ja weil auch viele gesehen haben, es wird was gemacht. Und das war zu Anfang das Problem: die Hausbewohner vom Mieterbeirat aus dazu zu bringen oder zu sagen, es wird was gemacht. Denn es war eine sehr lange Anlaufzeit bis überhaupt mal irgendwas gemacht wird, oder irgendwas zu sehen ist, dass hier irgendwas gemacht wird.

Den Stimmungswandel beschreibt er anhand des Umgangs der Hausbewohner mit den Dealern und Drogensüchtigen, die früher die Anonymität des Hauses schätzten:

Die sind meistens von außen rein und das ist also kaum, kaum kann man nicht sagen, also fast gar nicht mehr. Es werden hier also keine Spritzen mehr gefunden, nichts mehr.

*Wie erklären Sie sich, dass die von außen nicht mehr reinkommen?*

Ja, weil sie erst mal wissen, es passen auch sehr viele Bewohner auf. Früher war das so, wenn da einer gesessen hat, dann ist man da vorbeigegangen. Das ist heute nicht mehr so.

*Heute sagt man »Geh weg« oder was?*

»Was machen Sie da« oder irgendwas und das wissen auch die meisten. Denn es sind ja immer dieselben. [...] Wenn hier 1500 Leute wohnen, ist es ja ziemlich anonym. Sie konnten sich hier aufhalten, ohne dass irgendeiner gesagt hat, »Sag mal, Sie wohnen doch gar nicht hier«, weil sich keiner drum gekümmert hat. Ja und das ist zum Beispiel jetzt besser geworden,

<sup>86</sup> Neben verschiedenen Radio- und Fernsehbeiträgen erschien in den meisten Berliner Zeitungen vom 24. März 2001 ein Artikel zu der Umbenennung.

dass sich viele Leute kennen und dass auch viele Leute was sagen. Es könnten noch mehr sein, aber, man kann nicht in zwei Jahren oder zweieinhalb Jahren kann man nicht, das was in zehn Jahren versaut wurde, das kann man nicht in dieser kurzen Zeit wieder richten.

Vieles in seinen Erzählungen verweist allerdings auf einen Bruch zwischen den engagierten Mietern im Beirat und den anderen Bewohnern. Die »Koalition« erfährt regelmäßig die Grenzen ihrer Aktivierungsversuche:

Es wird immer schwierig, die Mieter hier zu aktivieren, wenn irgendwelche Versammlungen sind oder irgendwas. Das haben Sie auch auf dem Präventionsrat gesehen. Das ist immer ein bisschen schwierig.

*Also sind das immer dieselben?*

Es sind fast immer dieselben. Es kommen immer mal wieder ein paar Neue dazu, aber wenn irgendwelche Versammlungen sind, Präventionsrat oder so, sind das fast immer dieselben. Während zum Beispiel jetzt hier, wo ich also sehr erstaunt war, als die Eingänge hier eingeweiht wurden, da war hier auch ein großes Fest, da waren sehr viele Neue dabei. [...] also das ist, wie gesagt immer so ein bisschen schwierig und im Augenblick geht es wieder, da können wir doch die Mieter ein bisschen anstoßen, weil sie sehen, es passiert was. Es ist auch was passiert, ja.

Auf einer groß angekündigten Mieterversammlung konnte ich den Bruch zwischen der »Koalition des Wandels« und den normalen Mietern erleben. Außer den Vertretern der Hausverwaltung, des Quartiersmanagements und des Mieterbeirates waren nur sieben der über 1500 Mieter gekommen. Es bleibt unklar, für wen der Mieterbeirat eigentlich spricht: Gibt er in erster Linie dem Diskurs der urban managers Bodenhaftung oder formuliert sich hier tatsächlich ein Mieterinteresse?

Herr Bischof besetzt eine soziale Position, die über die Aktivierung der Bewohner hinausgeht. Er wird zu einer medialen Figur, die den Wandel repräsentiert. In Folge der beschriebenen Aktivitäten hat sich die Berichterstattung gewandelt. Zwar erscheint nach wie vor kaum ein Artikel, der nicht die negativen Bilder über das Haus aktiviert. Diese Bilder werden aber neuerdings durch positive Berichte flankiert, teilweise sogar überlagert. Der »Sozialpalast« erscheint als ein Haus im Aufbruch, in dem sich Menschen gefunden haben, die das Haus nicht dem Verfall, der Verwahrlosung und der Kriminalität überlassen wollen. In diesen Berichten erscheint ein neuer Typus des »Sozialpalast«-Bewohners. Zu Zeiten der Abriss-Diskussion tauchten in den Artikeln frustrierte Mieter auf, die dem Haus am liebsten den Rücken kehren wollten. Gescheiterte Existenzen machten das Ausmaß der sozialen Krise deutlich. Nun erscheinen Menschen, die sich für ihren Wohnort einsetzen, die da bleiben und die Dinge zum

Besseren wenden wollen. Da wird von einer Frau berichtet, die ihren Balkon entrümpelt und reinigt, von Bewohnern, die die dreckigen Wände der Flure säubern oder von Frauen, die Blumen pflanzen. In dieser neuen Form, den »Sozialpalast« durch menschliche Gesichter und Geschichten zu repräsentieren, erscheint Herr Bischof. Er taucht immer wieder als Kronzeuge für den Wandel auf, der in den letzten Jahren zu beobachten war. Er wird zum Sprachrohr der Veränderungen und beweist gleichzeitig, dass es den Wandel gibt.

So wurde für mich in unserem Gespräch eine mediale Figur lebendig. Das erklärt sich einerseits aus meiner Gesprächs-Führung: Ich hatte bewusst Stereotype aktiviert und baute reißerische Zeitungsartikel ein, um eindeutige Positionierungen herauszufordern. Es zeigte sich aber andererseits, dass Herr Bischof in seiner Rolle als Repräsentant des Wandels eine gewisse Routine entwickelt hat. Seine Äußerungen in der FAZ könnten auch aus unserem Gespräch stammen:

»Einiges ist schon besser geworden, weil sich immer mehr Bewohner für ihr Haus engagieren«, sagt Herr Bischof [...] [Er] schildert, dass kaum noch Müll aus dem Fenster geworfen wird. In den Fluren blieben die Scheiben länger heil, die Schlösser der Eingangstüren seien nicht mehr so oft beschädigt und auch die Wände würden weniger beschmiert. Vor allem aber hielten sich kaum noch Obdachlose und Drogenabhängige in den vielen dunklen Nischen der Anlage auf. Allerdings dämpft Bischof die Erwartungen: »Was in zwanzig Jahren versaut worden ist, lässt sich nicht in ein paar Monaten wieder gut machen.«<sup>87</sup>

<sup>87</sup> FAZ vom 13. September 1999.

## Familie Gültekin oder der Nahraum als soziales Feld

Frau Gültekin lernte ich auf einem Treffen des Mieterbeirates des »Sozialpalastes« im Oktober 2000 kennen. Sie ist etwa 60 Jahre alt und ist mit ihrer Kurzhaar-Frisur und ihrer modischen Kleidung fern von dem Bild einer türkischen Migrantin, das den gesellschaftlichen Diskurs dominiert. Sie war sofort bereit, sich mit mir zu unterhalten.

Ich besuche sie an einem Donnerstagvormittag im Oktober. Sie wohnt in einem der drei Flachbauten, die sich zwischen dem weithin sichtbaren Hochhaus des »Sozialpalastes« und der Potsdamer Straße hinziehen. Sie passen sich mit ihren fünf Stockwerken zumindest in der Dimension den Altbauten der Umgebung an und stellen daher nicht den gleichen Blickfang dar, wie das Hochhaus. Allerdings verdeutlicht das Baumaterial – graue, etwas schmutzige Betonplatten –, dass sie mit dem Hochhaus eine architektonische Einheit bilden.

Zwischen den Flachbauten liegen zwei Höfe, von denen der eine als Kinderspielplatz genutzt wird. Im Erdgeschoss befinden sich soziale Einrichtungen. Auch das Büro des Quartiersmanagements war zu diesem Zeitpunkt in einer Flachbau-Wohnung untergebracht und über diesen Hof zu erreichen. Er ist einer der wenigen Räume, auf dem sich die Bewohner bisher begegnen können: ein interner öffentlicher Raum, der insbesondere an warmen Sommertagen sehr bevölkert ist.

Ich überquere diesen Hof, um zur Wohnung der Familie Gültekin zu gelangen. Jeder dieser Flachbauten besitzt drei Eingangstüren, die den Zugang zu jeweils zehn Wohnungen gewähren. Die Wohnbedingungen sind andere als im Hochhaus, in dem sich über 30 Wohnungen auf einem Stockwerk befinden und somit hunderte von Mietparteien die drei Eingänge nutzen. Der Unterschied zum Hochhaus wurde dadurch verstärkt, dass die Renovierungsmaßnahmen hier an den Flachbauten ihren Anfang nahmen. Neue, saubere und robust erscheinende Eingangstüren und ein erneuertes Klingelfeld mit gut leserlichen Beschriftungen entfalten eine ganz andere Wirkung als die eingetretenen Metalltüren und die mit Graffiti übermalten Klingelfelder des Hochhauses, die dem Besucher die Orientierung erschweren und das Betreten des Hauses tatsächlich als das Übertreten einer Schwelle erscheinen lassen. Auch das Hausinnere wirkt ganz anders: In den Hochhäusern begegnet man in der Regel einer Gruppe von genervten Menschen, die auf einen der beiden Aufzüge warten, die für die 12 Stockwerke klar überlastet sind. Entscheidet man sich zum Laufen, dann steigt man über eine Beton-Treppe, auf der sich der Schmutz der letzten 20 Jahre festgesetzt hat und die, gemeinsam mit den bemalten und teilweise zerstörten Fenstern, einen Eindruck von Unachtsamkeit und Wertlosigkeit vermittelt. Der Müllschlucker, dessen Öffnung sich jeweils auf den Absätzen der einzelnen Stockwerke befindet, verbreitet einen unangenehmen Geruch.

In den Flachbauten ein anderes Bild: Hier steht niemand und wartet auf den Aufzug. Es riecht neutral und die Treppenhäuser sind sauber und frisch gestrichen. Ist beim Betreten des Hochhauses das Reden von der urbanen Krise nachvollziehbar, so liegen die Wohnbedingungen in den Flachbauten im Rahmen dessen, was der soziale Wohnungsbau in der ganzen Republik in den letzten Jahrzehnten produziert hat.

Meine Interview-Partnerin öffnet mir die Tür zu ihrer Drei-Zimmer-Wohnung, die sie mit ihrem Mann und drei Töchtern im Alter von 12–28 Jahren bewohnt. Im Wohnzimmer sitzt die zwanzigjährige Leyla und schaut Fernsehen. Sie arbeitet als Kassiererin bei Reichelt, hat aber ihren freien Tag und wird daher am Interview teilnehmen. Ihre Anwesenheit ist mir zunächst unangenehm. Schließlich würde ich mich in einem Gespräch mit einer zwanzigjährigen Frau ganz anders präsentieren als gegenüber ihrer Mutter. Ich sehe dann aber die Chance, eine weitere Stimme zum »Sozialpalast« zu hören. Vielleicht könnte es sogar gelingen, eine Diskussion zwischen Mutter und Tochter herzustellen, die sie meine Anwesenheit zumindest kurzzeitig vergessen lässt.

Ich setze mich auf ein Sofa. Das Wohnzimmer ist ordentlich und weist auf einen bescheidenen Wohlstand hin. Eine mehrteilige Couch-Garnitur und ein großes Fernsehen dominieren das Zimmer. Es gibt eine gutgearbeitete Regalwand, auf der Photos und Geschirr arrangiert sind. Anders als in den drei Wohnungen im Hochhaus, die ich zuvor gesehen hatte, fehlt es hier nicht am Nötigsten.

»Also wir sind so eine Familie, wir haben alle gelernt, wir arbeiten alle, waren auch nie arbeitslos und hier sind die meisten arbeitslos«, beginnt Leyla das Gespräch. Der Versuch, sich von ihrem Wohnort und dessen Bewohnern abzugrenzen, durchzieht unsere gesamte Unterhaltung. Die Betonung ihrer Arbeit bildet dabei eines der Leitmotive, das sie immer wieder in unser Gespräch einflechtet, um mich, ihre Mutter und sich selber davon zu überzeugen, dass sie hier nicht wirklich dazugehört. Sie gibt mir zu verstehen, dass es ausschließlich die elterliche Wohnung ist, die sie im Norden Schönebergs verankert. Ich bohre mehrfach nach und frage, ob es irgendetwas gäbe, das sie an den Kiez bindet – eine Freizeitaktivität, einen Ort, den sie mag oder eine Freundschaft: »Nichts, hier in der Gegend wirklich gar nichts.«

Sie beginnt morgens bei Reichelt in Lichterfelde zu arbeiten und kommt erst gegen 21 Uhr nach Hause. Ihre Freundinnen leben über die Stadt verteilt. In ihrer Freizeit trifft sie sich mit ihnen »zum Bummeln« auf dem Kurfürstendamm oder in einem türkischen Café in der Nürnberger Straße. Am Wochenende geht sie in türkische Diskos, die über die Stadt verteilt liegen. Somit ist Leylas Raumbezug durch das ständige Überschreiten der Grenzen ihres Kiezes bestimmt.

Orientiert man sich an dem Bild einer polarisierten Stadtgesellschaft, so wird Leyla Tag für Tag mit den beiden extremen Polen konfrontiert: An ihrem Wohnort erlebt sie die Dominanz einer Migrantenbevölkerung, die weder über genügend materielles noch über hinreichend kulturelles Kapital verfügt, um sich in der Gesellschaft Anerkennung zu erkämpfen. Jeden Morgen besteigt sie vor ihrer Haustür den Bus Nr. 148 Richtung

Südwesten und sieht eine zunehmend wohlhabender werdende Stadtlandschaft an sich vorüberziehen. In Lichterfelde bedient sie einen materiell saturierten, gebildeten und ethnisch homogenen Kundenkreis. Kein Kunde macht einen Einkauf für weniger als hundert Mark. In die Reichelt-Filiale in der Potsdamer Straße, wenige Häuser vom »Sozialpalast« entfernt, kommen die Kunden gleich morgens um sieben, um Bier zu kaufen, weiß sie zu erzählen.

Leyla denkt nicht an ein architektonisches Gebilde, wenn sie vom »Sozialpalast« redet. Der Ort steht für eine Gruppe, deren Bild sie manchmal eher über soziale, manchmal eher über kulturelle Motive entwirft und zur Konstruktion einer lokalen Wirklichkeit nutzt, der sie sich nicht zugehörig fühlt: »Ich war noch nie hier so mit den Leuten richtig in Kontakt. Wenn ich – dann wäre ich schon längst arbeitslos.«

Zusammen mit der kollektiven Arbeitslosigkeit ist das Bild eines sozialen Abwärtssoziales, der sich aus dem geballten Auftreten einer nicht-deutschen arbeitslosen Bevölkerung ergibt, ein dominantes Bild, mit dem sie den »Sozialpalast« belegt. Diesem Sog kann man sich nur durch Distanz entziehen.

»Wir sind sehr selbständig«, betont sie und meint damit zunächst ihre finanzielle Unabhängigkeit, da alle erwachsenen Mitglieder der Familie eine feste Arbeitsstelle haben. Ihre Nachbarn haben als Sozialhilfeempfänger ihre Selbständigkeit verloren und leben in Abhängigkeit von der Aufnahmegesellschaft ein angenehmes Leben:

Hier leben viele Ausländer, die alle an sich selber denken. Jeder versucht primär halt vom Sozialamt also Arbeitsamt – oder sie arbeiten schwarz. Sie versuchen jeden Pfennig vom Sozialamt rauszuholen. Sie haben alle ein Handy in der Hand, ein besseres Auto als ich – ich hab gar keins.

Leyla ist sich mit ihrer Mutter einig, dass das Leben von der Sozialhilfe den Charakter formt, und dass das eigentliche Problem des »Sozialpalastes« in der Ballung solcher Menschen liegt. So sagt Frau Gültekin:

Die Mehrheit der Mieter lebt vom Sozialamt. Das ist von der Hausverwaltung wirklich ein großer Fehler. Er (der Hausverwalter) hat auch gesagt, ja früher konnte er nicht selber aussuchen und jetzt kann er aussuchen, aber es kommen auch neue Mieter von Sozialamt, weil das Sozialamt lässt die Leute hier wohnen. Dann passen sie nicht auf. Dann drehen sie die Heizung bis Ende, zahlt ja Sozialamt. Wenn sie Dreck machen, ist sowieso egal, muss Hauswart machen und ja weil sie selber nicht arbeiten – was ist arbeiten? Das kennen viele nicht.

Leyla stimmt zu:

Die werden auch faul, die gewöhnen sich dran. [...] Nein, aber die sollen hier schon Familien einziehen lassen, die auch wirklich jahrelang gearbeitet haben, so wie wir – die das Sozialamt liefert, das sind ganz andere Menschen. Du merkst den Unterschied so doll.

Es ist aber nicht alleine das Scheitern dieser Migranten auf dem Arbeitsmarkt, das für Leyla ihre Nachbarn zu Fremden macht, sondern ihr Unwille, sich auf die kulturelle Wirklichkeit der Aufnahmegesellschaft einzulassen. Das beginnt mit den mangelhaften Deutschkenntnissen. Die Eltern hätten selber kein Interesse, Deutsch zu lernen und brächten es daher auch nicht ihren Kindern bei. Im Unterschied dazu hat Leyla Deutsch von ihren Eltern gelernt:

Meine Eltern haben ja auch gesagt, meine Kinder werden hier zur Schule gehen, dann haben sie uns erst mal Deutsch beigebracht [...] also Muttersprache ist bei uns eher Deutsch als Türkisch, also wir können Deutsch besser sprechen als Türkisch.

Besonders deutlich wird ihre Vorstellung von der lokalen Dominanz einer sozial und kulturell marginalen Gruppe, wenn sie es als Glück bezeichnet, dass sie erst im Alter von sieben Jahren in den »Sozialpalast« gezogen ist: Sonst hätte sie vor der Einschulung kein Deutsch gelernt und wohl einen ähnlichen Weg eingeschlagen wie ihre Altersgenossen, die oft ohne Schulabschluss die Schule verließen und selten eine Ausbildung abgeschlossen haben. Leyla scheint das Bild vom »ethnischen Ghetto«, das in den Medien als aktuelles Problem mancher Stadtteile erscheint zu bestätigen: Die Konzentration von türkischen Migranten macht es dem Einzelnen schwierig, den Bildungsanforderungen der deutschen Gesellschaft zu genügen. Sie selbst hat die Möglichkeit ergriffen, über Bildung Anerkennung in der deutschen Gesellschaft zu finden. Sie erzählt von ihrer Schulzeit auf der Sophie-Scholl-Schule, die gleich neben dem »Sozialpalast« liegt:

Ja also ich hatte sehr gute Noten. [...] Es liegt auch immer an den Eltern, schätze ich mal, die auch kein Deutsch sprechen können, dass die Kinder dann Schwierigkeiten haben und später nicht mitkommen in der Schule. [...] Umso mehr Ausländer in der Klasse sind, umso weniger schnell kommen sie voran, also ich bin immer voran gekommen. Wir haben Sachen gemacht – die anderen Schüler haben nie was verstanden. Aber umso mehr Türken sind, umso schwieriger kommen sie voran. Der eine Türke sagt nicht, »komm ich bring dir bei«. Der sagt, »och komm, lass doch die Lehrerin reden«.

Auch in der Frage des Festhaltens an »Traditionen« betont sie die Differenz zu ihren Nachbarn. Sie gibt zu verstehen, dass sie sich als junge selbständige Frau von den anderen Mietern beobachtet und missachtet fühlt: In ihrer Einschätzung missbilligen es die Nachbarn, dass sie und ihre Schwestern am Wochenende tanzen gehen und erst in den Morgenstunden nach Hause kommen. Die kulturelle Rückständigkeit ihrer Nachbarn und die damit verbundene Verweigerung gegenüber der Aufnahmegesellschaft sieht sie ebenso im Festhalten am Kopftuch symbolisiert:

Wenn die schon hier herkommen und seit 30 Jahren hier sind, dann sollen sie sich doch anpassen. Dann kann nicht die Tochter zwangsweise aus der Wohnung mit dem Kopftuch raus und wenn sie dann vor der Schule steht, ihr Kopftuch abmachen [...] Ja, ich hab's selber miterlebt. In der Tasche haben sie Schaumfestiger, Haarspray, stylen sich und gehen zur Schule – wenn die Schule aus ist, ist das Kopftuch wieder dran [...] Also es passt alles nicht. Es sind immer die Eltern, die zwingen das Mädchen. [...] Die sagen zu uns, weil wir kein Kopftuch haben, wir sind schlecht. Das sind die schlimmsten.

Im Rahmen ihrer Distanzierungsversuche erfüllt es sie mit Stolz, dass ihre Kollegen lange nicht merkten, dass sie Türkin ist:

Ich bin Deutsche, auch auf Arbeit. Die haben erst ein Jahr später gemerkt, dass ich Türkin bin. Auf Arbeit sagten meine Mitarbeiter: »Was du bist Türkin? Das sieht man dir gar nicht an. Du kannst ja so gut Deutsch sprechen.« So als ob alle türkischen Mädchen kein Deutsch sprechen können oder so. So einen Eindruck hatten sie wahrscheinlich.

Die Szene aus ihrer Arbeitsstelle zeigt, dass sie es als junge Türkin gewöhnt ist, mit Stereotypen belegt zu werden – für eine Bewohnerin des »Sozialpalastes« gilt das umso mehr:

Wenn du woanders bist und sagst Pallas- und Potsdamerstraße, »Oh«, dann gucken sie dich an. »Da wohnst du, wie kannst du nur?« [...] dann gucken sie dich erst mal an, von oben bis unten, dein Verhalten, »biste keine Gangster-Braut«, hier und da. »Wo ist deine Bomberjacke? Biste schon auf Bewährung?«

Allerdings zeigen ihre Äußerungen, dass ihre Raumwahrnehmung nicht allein durch Stereotype und verinnerlichte Fremdbilder bestimmt ist. Sie nimmt den Raum ebenfalls aus der Alltagserfahrung einer Bewohnerin wahr. Sie hat bemerkt, dass sich in den letzten drei Jahren einiges zum Besseren gewandelt hat. Das Engagement der Bürgermeisterin und der Hausverwaltung findet auch ihre Anerkennung. Das Haus sei sauberer

geworden und der Umgang der Bewohner miteinander habe sich verbessert: Früher hätten Kampfhunde-Besitzer den Hof zur Austragung von Hundekämpfen genutzt. Mieter stellten Kassettenrekorder auf den Balkon, um den ganzen Hof zu beschallen. Kinder spielten bis spät in die Nacht Fußball. Solche Rücksichtslosigkeiten sind seltener geworden, einen Zustand, den sie auch einem neuen Hauswart zuschreibt, der eine größere Autorität besitzt als der vorherige und sich als Türke gegenüber den türkischen Kindern durchzusetzen vermag.

Diese Verbesserungen ändern nichts an ihrem Wunsch, aus dem »Sozialpalast« wegzuziehen. In ihren Vorstellungen über einen Umzug bleibt sie an dem Bezirk Schöneberg orientiert: »Ich würde zwar noch in Schöneberg bleiben, aber so, weiß nicht, wo es sauberer ist [...] Zum Beispiel hier Bayerischer Platz, ich finde die Gegend so toll.« Als ich sie frage, was die Gegend ein bis zwei Kilometer Richtung Westen so viel attraktiver macht, kommt sie bezeichnenderweise wieder auf eine soziale Gruppe zu sprechen, die sie mit diesem Stadtraum identifiziert:

aber die Leute sind da so sauber, viel verständnisvoller. Da sind auch viel mehr Deutsche. Da ist ein ganz anderes Niveau, ein ganz anderer Unterschied. [...] Die Luft, die Menschen, die Ruhe morgens. Die Luft ist ganz anders, vielleicht weil da mehr Deutsche sind, oder ich weiß nicht...

*Was brems dich vom Umziehen? Warum ziehst du nicht um?*

Die wollen ja nicht umziehen. Ich will- alleine will ich nicht. Was soll ich alleine?

*O.k. verstehe, also du willst nur mit deinen Eltern umziehen?*

Ja.

Interessant an Leylas Raumbezug ist die Konstruktion eines sozial und kulturell homogenen Kollektivs, das den lokalen Raum in ihrer Wahrnehmung dominiert. Ihr Bild von der sozialen Gestalt des lokalen Raums lässt sich nicht in der »Realität« begründen: Die Türken bilden zwar eine sehr starke Gruppe im »Sozialpalast«. Sie stellen aber weder die Mehrheit noch zeigt sich die türkische Gemeinschaft in einer inneren Homogenität, die Leylas Konstruktion entsprechen würde. Für Leylas Bild eines durch eine ethnische Gruppe definierten lokalen Raums muss eine andere Erklärung gesucht werden. Ihre Konstruktion erfüllt den offensichtlichen Zweck, ihre eigene Identität als Gegenentwurf präsentieren zu können. In dieser eigenen Identität erscheint sie noch unsicher. Sie muss sich zwischen zwei Gegenpolen realisieren: Auf der einen Seite steht das mediale Klischee des kulturell rückständigen und sozial marginalen Migranten-Milieus, das – wenn auch auf sehr niedrigem Niveau – eine kulturelle Identität bereitstellt. Auf der anderen Seite steht die deutsche Gesellschaft, die sich nur sehr zögerlich von ihrem Selbstverständnis als Abstammungsgemeinschaft verabschiedet. Leylas kulturelle und nationale Identität bewegt sich auf ungeklärter Position zwischen diesen beiden

Polen. Ihre diesbezügliche Unsicherheit durchzieht das ganze Gespräch. Durch ihre eindeutige, aktive Abgrenzung von einem Ort, der in ihrer Wahrnehmung sozial und kulturell definiert ist, vermittelt sie einen Eindruck von ihren Zweifeln über die eigene soziale Position. Ihre Konstruktion des lokalen Raums wird somit zu einer Positionierung im sozialen Raum. Sie zeugen von der Suche einer Migrantin-Tochter, die in der deutschen Gesellschaft angekommen ist. Allerdings hat sie noch nicht den sozialen Ort gefunden, an dem ihr von der Gesellschaft dauerhaft Anerkennung gewährt wird.

In Leylas Nahraumbezug lässt sich fast jedes Motiv des »Mythos vom Sozialpalast« wieder finden. Mir blieb unklar, inwiefern sie sich ein in den Medien verbreitetes Fremdbild zu eigen macht oder ob es tatsächlich Alltagserfahrungen sind, die ihr ihr Umfeld befremdlich erscheinen lassen. Wahrscheinlich mischt sich beides zu dem gebrochenen Ortsbezug einer jungen Frau, die den Umzug in ein anderes Viertel »immer im Kopf« hat, die sich aber den Sprung aus dem elterlichen Nest noch nicht zutraut.

Seitdem Leylas Mutter vor einigen Jahren berentet wurde, verbringt sie ihre Zeit fast ausschließlich in dem Nahraum, der ihre Wohnung umgibt. Allerdings sind ihr andere Stadträume vertraut: Im Jahre 1967 kam sie aus der Türkei nach Kreuzberg, sie lebte im Wedding und zog, nach einer Zwischenstation am Bayerischen Platz, 1987 in den »Sozialpalast«. Frau Gültekins Raumwahrnehmung ergibt sich aus ihren Alltagserfahrungen. Allerdings ist sie nicht ausschließlich auf den Nahraum fixiert. Es sind gerade die zentrale Lage und die guten Verbindungen des öffentlichen Nahverkehrs zu anderen Stadträumen, die sie an ihrem Wohnquartier schätzt. Ihr Alltag ist durch einen sehr engen lokalen Ortsbezug bestimmt – ihr kognitiver Stadtplan ist weiträumiger angelegt.

In ihrem Kiez kann sie ihre praktischen und sozialen Bedürfnisse befriedigen. »Ich bin glücklich«, sagt sie – Umzugsideen spielen in ihrem Raumbezug keine Rolle.

Frau Gültekins Erzählungen geben ein Beispiel von der Vielschichtigkeit positiver Ortsbezüge: Zunächst schätzt sie die guten Einkaufsmöglichkeiten im Kiez. Die Versorgung einer fünfköpfigen Familie lässt sich vergleichsweise angenehm organisieren. Direkt gegenüber des »Sozialpalastes« befindet sich ein großer türkischer Gemüseladen, der über die Grenzen des Kiezes für seine günstigen Preise bekannt ist. Auf der anderen Seite der Goebenstraße liegt ein »Lidl«, einige Häuser weiter ein »Plus«-Supermarkt. Ihr täglicher Einkauf lässt sich problemlos im engsten Umkreis erledigen – für außergewöhnliche Besorgungen schätzt sie die Nähe des Kurfürstendamms: »Da kann ich hinlaufen«, sagt sie.

Weiterhin ist der »Sozialpalast« der Ort, an dem sich ihre sozialen Beziehungen konzentrieren. Sie ist in eine Reihe von Netzwerken integriert, die sich zum großen Teil aus Angehörigen der »türkisch-kurdischen community« zusammensetzen, sich aber nicht auf sie beschränken. Für sie war der »Sozialpalast« nie ein anonymer Ort:

*Hat sich das in den letzten Jahren geändert oder war das seitdem Sie hier wohnen so, dass sie Beziehungen zu den Nachbarn hatten?*

Hab ich immer gehabt. [...] Na ja wenn man Kinder hat, ist automatisch, im Sommer steht man unten, alle Mütter quatschen und erzählen und Kinder spielen da und dann kommen die Kinder auch zusammen und Eltern auch. Das war immer. Ich bin nicht so ein Typ, dass ich mich zurückziehe, gibt's solche Typen auch hier.

Diese Vertrautheit ist für sie von großem Wert. Ihre jüngste Tochter leidet an dem Down-Syndrom. Der Hof auf dem immer Kinder spielen und Mütter beieinander stehen, gibt ihr die Sicherheit, dass ihre Tochter nicht verloren geht. In ihren Erzählungen entsteht das Bild einer lokalen Gemeinschaft, die das Kind eines Nachbarn bäugt:

Nur jetzt finde ich so schön, weil ich ein behindertes Kind habe, weil unten viele Kinder sind, gut manchmal klappt nicht so, wie ich will, aber dann gehe ich runter, rede mit Kindern, dass sie mal aufpassen, helfen sollen und solche Sachen.

Leyla: Also verloren geht meine kleine Schwester hier nicht. Jeder kennt sie, jeder weiß wo sie war, wo sie jetzt eben hingegangen ist.

Die Krankheit ihrer jüngsten Tochter bestimmt den Tageslauf von Frau Gültekin und hat auch einen wesentlichen Einfluss auf ihre nähräumliche Orientierung. So begleitet sie ihre Tochter zweimal täglich in die einen guten Kilometer entfernt liegende Integrationsschule am Barbarossa-Platz. Gleichzeitig stellt diese Krankheit aber einen heftigen Bruch in ihren sonst positiven Ortsbezügen dar: Sie macht die schlechte Bausubstanz des »Sozialpalastes« für die Behinderung verantwortlich. Sie vermutet Asbest in den Wänden und im Boden, das die Krankheit ihrer Tochter verursacht haben könnte. Frau Gültekin war zum Zeitpunkt des Einzuges in den »Sozialpalast« mit Burcu schwanger. Die Leukämie-Erkrankung, die ihre Tochter als Zweijährige durchlitt, erklärt sie sich ebenfalls über den Wohnort:

Ich hab mir damals schon Sorgen gemacht. Hier im Haus, hier im Gebäude [...] zwei sind an Krebs gestorben [...] gleiches Jahr fast und dadurch habe ich mir Sorgen gemacht, ob das hier Asbest ist oder was. [...] Und jetzt habe ich erfahren durch den Mieterbeirat, war schon hier Asbest, haben sie raus gemacht.

*Also meinen Sie, es hängt damit zusammen, oder?*

Ja, denke ich mir, [...] habe ich auch jetzt noch mal bei Mieterbeirat erfahren, dass Linoleum unten, schlimmer Stoff. Da ist auch Asbest drinnen.

Aber die Hausverwaltung meint, das ist nicht schädlich. Wenn zehn Jahre vorüber sind, dann ist nicht schädlich. Aber kann nicht sein, manchmal haben sie vor 50 Jahren ein Haus gebaut und ist noch Asbest drinnen und machen sie auf [...] meine Tochter konnte nicht schnell laufen, ist sie unten gekrabbelt und da hat sie eingeatmet.

Durch die beschriebenen nähräumlichen Projekte der letzten Jahre hat sich ihre Ortsbezogenheit weiter verstärkt: So organisiert sie das türkisch-kurdische Frauencafé im »Sozialpalast« und ist eine der drei SprecherInnen des Mieterbeirates.

In diesem Frauencafé treffen sich etwa 15 Migrantinnen einmal wöchentlich, um gemeinsam zu frühstücken und sich auszutauschen. Die Frauen schätzen, laut Frau Gültekin, die Möglichkeit, sich in ihrer Sprache zu unterhalten und lehnen es daher auch ab, sich mit dem ebenfalls existierenden deutschen Frauencafé gemeinsam zu treffen:

Aber die wollen nicht, die sagen, »wenn wir uns treffen und wenn wir unsere Probleme besprechen wollen und die Deutschen verstehen uns nicht«. Und die Frauen können deutsch nicht erzählen, dann ist Durcheinander meinen sie. Einerseits gebe ich recht aber – Ich habe jetzt so gemacht, dass wir vielleicht zweimal im Jahr mit der Deutschen-Gruppe was zusammen machen. Jetzt die Weihnachtsfeier können wir vielleicht zusammen machen.

Frau Gültekin geht in ihrer Rolle als Organisatorin auf: Sie gestaltet nicht nur die Beziehungen zu anderen Gruppen und politischen Funktionsträgern, sondern überlegt sich Unternehmungen, um die Frauen aus ihrem Kiez herauszubringen. So haben sie eine Dampferfahrt gemacht und werden demnächst zusammen ins Kino gehen. Sie erzählt, dass eine Frau seit 15 Jahren in Deutschland lebt und noch nie im Kino war. Das Frauencafé bildet somit einen Baustein in dem Konzept des Quartiersmanagements, die Lebensqualität des »Sozialpalastes« über die Stärkung nachbarschaftlicher Strukturen zu heben. Die Frauen beteiligen sich auch an den Festen im Hof des »Sozialpalastes«, indem sie beispielsweise am Nikolausfest türkische Essensspezialitäten anboten. Gleichzeitig wird das Frauencafé von anderen lokalen Akteuren als ein soziales Gegenüber wahrgenommen. So gab der Hausverwalter des »Sozialpalastes« den Frauen Geld, damit sie zu der feierlichen Einweihung der neuen Eingangstüren ein Büffet arrangierten. Die Bürgermeisterin besuchte das Frauencafé mehrfach und unterhielt sich mit den Frauen über ihre Sorgen. Frau Gültekin wird über ihre Funktion als Leiterin auf einer neuen Ebene an den Ort gebunden. Sie wird zu einer geschätzten Ansprechpartnerin, fast zu einer lokalen Honoratorin, die am sozialen Management des Ortes beteiligt wird.

Diese Raumbindung wird durch ihre Mitarbeit im Mieterbeirat unterstrichen, zu der sie von einer Quartiersmanagerin auf dem Hof des »Sozialpalastes« aktiviert wurde:

»Und hat sie gesagt, ob wir auch mitmachen würden. Ich habe gesagt, wenn es nicht schwer ist, mache ich gerne.« Sie war es bereits vorher gewöhnt, sich für die Lebensverhältnisse an ihrem Wohnort einzusetzen:

Ich bin so ein Typ, wenn ich in meiner Wohnung glücklich bin, ist o. k. Wenn ich aber draußen sehe, ich war immer so gewesen, wenn einer Dreck macht oder nicht aufpasst. Ich gehe immer hin, »hör auf hier.«

In unserem Gespräch bemüht sich Frau Gültekin, die negativen Raumbilder, die ihre Tochter entwirft, abzuschwächen. Indem sie die Verbesserungen der letzten Jahre betont, gibt sie aber zu verstehen, dass auch aus ihrer Perspektive vieles nicht in Ordnung war. Sie erzählt von dem Dreck und dem offenen Drogenhandel, der vor wenigen Jahren den Raum geprägt habe. Trotzdem zeigt sich an ihren Äußerungen ebenso wie an ihrem lokalen Engagement ein ganz anderer Ortsbezug als bei ihrer Tochter: Sie begreift den »Sozialpalast« als ihre Heimat und sieht in ihm einen Raum für den sich das Engagement lohnt. Ihre Raumbindungen verstärken sich, indem sie ihre sozialen Netzwerke ausbaut, Verantwortung übernimmt und den Raum als eine bearbeitbare Größe versteht, die man nicht einfach hinnehmen muss. Sie sieht eine Verbesserung ihrer Wohnsituation, seitdem sie sich engagiert und ist dafür dankbar. Ihre Ortsbezüge ergeben sich nicht alleine aus der Zufriedenheit, weil der Raum ihre sozialen und funktionalen Bedürfnisse befriedigen kann. Ihre Raumbezüge verstärken sich in einer Vielzahl von Aktivitäten, durch die sie in die Reihen einer neuen lokalen Elite aufrückt, die im Rahmen des Präventionsrates und des Quartiersmanagements als nähräumliches Netzwerk entsteht.

Diese Position zeigte sich auf der Sitzung des Präventionsrates im Dezember 2000, die zum letzten Mal durch die scheidende Bezirksbürgermeisterin geleitet wurde. Nachdem die Bürgermeisterin eine kurze positive Bilanz der Arbeit des Präventionsrates gezogen hatte, überreichten ihr verschiedene Bürger und Gruppen Abschiedsgeschenke. Als erstes trat Frau Gültekin nach vorne, entfaltete ein Blatt Papier und entschuldigte sich, dass sie ihren Gruß ablesen musste. Sie stellte sich als Vertreterin des Frauencafés vor und sagte, dass sie seit vierzehn Jahren im »Sozialpalast« wohnt und nun seit drei Jahren viele Verbesserungen beobachten konnte. Sie nannte die Gründung des Frauencafés und die baulichen Veränderungen im »Sozialpalast«. Sie überreichte der Bürgermeisterin einen Blumenstrauß, dankte ihr für ihr Engagement und ging zurück an ihren Tisch, an dem sie mit anderen Mitgliedern des Mieterbeirates saß.<sup>88</sup>

In meiner Einschätzung haben Frau Gültekings Aktivitäten eine tiefere Bedeutung als ein bloßes nähräumliches Engagement. Sie erlebt über die Mitgestaltung des lokalen Raums eine Einbeziehung in die politischen und sozialen Beziehungssysteme, die die

<sup>88</sup> Feldtagebuch vom 6.12.2000.

sen Ausschnitt des Stadtraums prägen. Es hat sicher mit diesem positiven Verhältnis zum Nahraum zu tun, dass sie im letzten Jahr die deutsche Staatsangehörigkeit annahm, einer Partei beitreten möchte und ihre Zukunft im Schöneberger Norden sieht.

Somit bietet ihr Raumbezug die Gelegenheit, den Begriff der »Integration« aus einer lokalen Perspektive zu überdenken: »Integration« erscheint im politischen Diskurs zu- meist als eine Forderung, die die deutsche Gesellschaft an die Zuwanderer zu stellen hat. Die Zuwanderer stehen in diesem Verständnis in einer »kulturellen Bringschuld«, die sie durch die Anpassung an das schwammige Konstrukt der »deutschen Kultur« ein- zulösen hätten. Das Beispiel von Frau Gültekin gibt die Möglichkeit, »Integration« als einen sozialen Prozess zu begreifen, der auf der lokalen Ebene ihren Ausgang nehmen kann. Ein solcher Prozess kann funktionieren, wenn alle Akteure als gleichberechtigte Teilnehmer am lokalen sozialen Raum begriffen werden. Hierzu gilt es, lokale Netz- werke und Kommunikationssysteme zu etablieren, in denen Zuwanderer Aufnahme erfahren und ihnen die Möglichkeit zum Engagement gegeben wird.

Dabei muss offen bleiben, ob die »Integration« einer seit über dreißig Jahren in Berlin ansässigen »Einwanderin« zwangsläufig mit der Abgrenzung gegenüber den Angehö- rigen jüngerer Einwanderungswellen einhergehen muss: Zu ihrem Ortsbezug gehört eine deutliche Ablehnung der »Albaner« oder »Jugoslawen«, die, ihrer Meinung nach, den Kontakt zu den anderen Gruppen im »Sozialpalast« verweigern. Sie nehmen weder an den Festen teil, noch sind sie bereit, sich im Mieterbeirat zu engagieren:

Die ziehen sich wirklich sehr zurück. Albaner- oder Jugoslawen-Kinder dürfen auch nicht mit anderen ausländischen Kindern spielen. Da ist immer die Oma da, oder eine ältere Frau, passt immer auf, wenn ein Albaner- Kind zu den anderen zum Spielen geht, dann sagt die Oma, »komm her«, denk ich, die sagt es auf jugoslawisch oder so, aber die Kinder dürfen mit anderen nicht spielen.

Ihre Erzählungen geben einen Hinweis, dass die »etablierteren Kreise« mancher Berli- ner Türken, die Albaner mit stereotypisierten Bildern und Mythen überziehen:

Albaner und Jugoslawen, die wollen mit keinem Kontakt, die sind hier ganz viele große Familien, zum Beispiel hier unten in der Wohnung. Ich weiß nicht wie viele jetzt da wohnen, so 3 ½ -Zimmer-Wohnung, 26 Leute.

Frau Bergmann<sup>89</sup>: 18 Leute, 18.

*Wie kann das denn sein?*

<sup>89</sup> Nach etwa 45 Minuten stieß die Türkin Frau Bergmann per Zufall zu dem Gespräch dazu. Sie wollte ihre Freundin Frau Gültekin, so wie jeden Morgen, besuchen.

Leyla: Doch, sieben in einem Raum, meine Freundin hat das auch erzählt.

Frau Bergmann: Ja, 18 habe ich gehört.

Leyla: Die verheirateten sich miteinander und kriegen auch gleich Kinder.

Frau Gültekin: Die müssen, habe ich gehört, elf, sieben Kinder machen.

Frau Bergmann: Wieso?

Frau Gültekin: Durch den Krieg sind viele gestorben, dadurch müssen sie jetzt viele Kinder machen.

Die Vorwürfe, die Frau Gültekin gegenüber den Albanern äußert, ähneln teilweise den Vorurteilen, die deutsche Bewohner des Schöneberger Nordens gegenüber den Türken entwickelt haben: Die Albaner verweigern sich ihrem Umfeld. Sie lehnen den Kontakt zu den anderen Gruppen ab und wollen so weiter leben, wie sie es aus Albanien ge- wohnt sind, ohne sich für die Zustände in der Aufnahme-Gesellschaft zu interessieren:<sup>90</sup>

Die wollen nicht. Nämlich wir haben auch schon so gefragt, ob ein Albaner kommt. Wir schreiben viele Briefe unten im Mieterbeirat, dass die helfen kommen und so. Kommt keiner. Und hier leben sie, die Albaner, hier leben sie so wie in Albanien. [...] die machen Hochzeit hier im Garten und so laut, egal wer da wohnt.

In Frau Gültekings Erzählungen entsteht das Bild eines lokalen sozialen Raums, in dem sie den verschiedenen Zuwanderergruppen, aufgrund ihrer kulturellen Identität und der Dauer ihrer Zuwanderung eine unterschiedliche soziale Position zuweist. Diese aus Türken, Kurden, Jugoslawen, Albanern und Deutschen gebildete »ethnische Land- schaft« stellt für Frau Gültekin die Folie dar, um im lokalen Raum eine hervorgehobene soziale Position zu ergreifen: Sie übernimmt die Rolle einer Sprecherin der »türkisch- kurdischen Gemeinschaft« und wird auch von anderen lokalen Akteuren als solche begriffen. In ihrem Engagement für den gesamten Raum im Rahmen des Mieterbeirates und neuerdings als Mitglied im Beirat, der über die Vergabe von Geldern des Quartier- managements entscheidet, zeigt sich aber, dass sie mehr ist als eine »ethnische Spre- cherin«. Zu ihrer Positionierung gehört auch der Hinweis auf die Einwanderer jüngere Migrations-Wellen, die sich – in ihrer Einschätzung – dem von ihr beschrittenen Weg der Integration verweigern.

<sup>90</sup> Gerade in den kleinen Alltagsgesprächen, die ich im Rahmen meiner Feldforschung in Schöne- berg Nord führte, war es ein von Deutschen häufig vorgebrachtes Argument, dass ein Problem des Kiezes darin läge, dass die Türken zur Mehrheit werden und sich abkapseln, also den Deut- schen ohne Interesse begegnen.

Neben seiner Funktion als soziales Positionierungsfeld besitzt der lokale Raum aber für sie eine zweite entscheidende Bedeutung: Sie begreift ihn als Heimat und schätzt die lokale Infrastruktur zur Organisation des Familienlebens.

Kurz klingt eine sehr existenzielle Seite ihres Raumbezuges an: Frau Gültekin ist sehr krank und würde auch daher einen Umzug scheuen: Die Bekanntschaften, die Vertrautheit mit dem »Sozialpalast« als Ort und als sozialem System geben ihr auch hinsichtlich ihrer Krankheit ein Gefühl der Sicherheit. Wenn ihr in der Wohnung oder in dem engen Kiez etwas passiert, dann droht sie nicht so tief zu fallen, weil sie die Menschen kennt, dem Arzt an der Ecke vertraut und über den Weg ins nächste Krankenhaus orientiert ist. In einer anderen Gegend hätte sie Angst das Haus zu verlassen, weil ihr diese Sicherheiten fehlten.

### Frau Ranogajec oder die narrative Suche nach einer biographischen Ordnung

Der erste Eindruck ist der Gestank nach Haustieren, der mir entgegenschlägt, als Frau Ranogajec die Tür öffnet. Sie teilt sich ihre 2-Zimmer-Wohnung mit fünf Katzen. Ich betrete den Flur. In jeder Ecke bewegt es sich. Ich gehe in die Knie und beginne eine der Katzen zu streicheln. Sie lässt mich eine Weile gewähren, bevor sie durch eine angelehnte Tür in eines der anschließenden Zimmer entwischt. Ich möchte ihr hinterher, aber Frau Ranogajec hält mich zurück. Da soll ich nicht rein. Sie schämt sich, weil in dem Zimmer keine Möbel sind. Normalerweise lässt sie niemanden in die Wohnung, erklärt sie mir. Ich erinnere mich an die Verwunderung einer ihrer Mitstreiterinnen aus dem Mieterbeirat als ich erzählte, dass ich ein paar Tage später Frau Ranogajec besuchen werde. Sie macht eine Ausnahme, weil ich ihr sympathisch war, als ich mich eine Woche zuvor im Mieterbeirat vorstellte, erklärt sie mir. Allerdings darf ich nur ins Wohnzimmer. Im Bad stapeln sich Berge dreckiger Wäsche, weil ihre Waschmaschine kaputtgegangen ist und im Schlafzimmer gibt es eben keine Möbel. In unserem Gespräch kommt sie mehrer Male auf ihre Scham vor Besuchern wegen der ärmlichen Wohnungseinrichtung zu sprechen. Ich bin verunsichert. Äußert man seine Scham so freimütig, wenn sie einen wirklich quält?

Ich frage, ob ich auf den Balkon treten darf. »Ja, natürlich«, sagt Frau Ranogajec und öffnet die Tür. Der Katzen-Geruch treibt mich nach draußen. Gleichzeitig bin ich gespannt auf den Ausblick. Frau Ranogajecs Wohnung liegt in der Überbauung der Pallasstraße. Unter uns braust der Verkehr, so dass der Balkon vor Lärm kaum benutzbar ist. Aber die Stadt liegt einem zu Füßen. Keine gegenüberliegende Häuserfront versperrt

den Blick. Mir fällt der Vorschlag einer anderen Gewährsfrau zum Namenswettbewerb des »Sozialpalastes« ein: »Schöneberger Luftschloss«.

Frau Ranogajec hat dazu ihre eigenen Ideen. Ihr Vorschlag lautet »Freiheitshaus«, »weil hier macht jeder, was er will. Hier ist alles möglich.«<sup>91</sup> Die soziale Unordnung, die diesen Ort auszeichnet, bildet ein Leitmotiv unseres Gesprächs, das sie in den verschiedensten Bildern variiert: ein Gerichtsvollzieher, der in der obersten Etage mit seiner Arbeit anfängt und in jedem Stockwerk etwas zu pfänden hat; die Eingangstüren, die von Drogenkäufern zerstört werden, um zu ihren Dealern im Haus zu gelangen; Schlafgäste, die über keinen eigenen Schlüssel verfügen und Frau Ranogajec um vier Uhr morgens aus dem Bett klingeln, um das Haus zu betreten; Mieter, die Matratzen aus dem 7. Stock schmeißen oder ihre Bierflaschen durch das Fenster entsorgen; Fixerinnen, die sich im Treppenhaus ihren Schuss setzen; Männer, die sich auf der Treppe zum Schnaps trinken treffen, sowie ein Hausmeister, der das Auto ihres Mannes aus der Garage abtransportiert und in Polen verschachert: Das Haus kommt nie zur Ruhe. Frau Ranogajec präsentiert sich als die unermüdliche Beobachterin eines Hauses, an das sie sich bis heute nicht wirklich gewöhnen konnte.

Frau Ranogajecs Einzug entsprang einer Zwangslage: die Baufirma, die ihren Mann als Elektriker beschäftigt hatte, machte bankrott und blieb ihm zwanzigtausend Mark Lohn schuldig. Ihr Mann wurde krank. Staatliche Stellen weigerten sich über Monate, ihm Unterstützung zu gewähren. Frau Ranogajec arbeitete als Stationshilfe in einem Steglitzer Krankenhaus. Sie beschreibt ihr damaliges Leben als ein Leben in Armut. Die Situation verschärfte sich, als man sie aus ihrer Steglitzer Wohnung werfen wollte.

Sie mussten dort ausziehen, weil sie die einzigen Ausländer waren, kommentiert sie eine komplizierte Geschichte, deren Hauptinhalt die Umwandlung eines Mietshauses in Eigentumswohnungen darstellt. Frau Ranogajec erlebte dies als den Versuch des neuen Hauskollektivs, sie aus dem Haus zu drängen: man sei mit Anwälten gegen sie vorgegangen, habe ihnen vorgeworfen, dass sie ihren Pflichten als Hauswart nicht mehr nachkamen und behauptete, dass ihre fünf Katzen einen für die Hausgemeinschaft untragbaren Geruch im Treppenhaus verbreiteten. Mir werden die Gründe für ihre Kündigung nicht ganz ersichtlich und ich schwanke, ob es die aufgeregte, springende Erzählweise von Frau Ranogajec ist, die es mir schwer macht, den roten Faden zu erkennen, oder ob sich an dieser Geschichte zeigt, dass Frau Ranogajec das rechtliche und kulturelle System ihres Aufnahmelandes nicht hinreichend versteht. Da tauchen Anwälte als dunkle Figuren auf, gegen die sie nichts zu unternehmen weiß, die Behauptungen als Recht setzen, das sie nicht überprüfen kann. Sie bekommt Vorladungen zur Polizei zugeschickt, ohne die Gründe zu verstehen. Man stellt ihr ein Ultimatum, gegen das sie sich nicht zu wehren weiß. Die Haus-Eigentümer bestellen einen Umzugswagen, der erst nach einer Bestechung durch die Ranogajecs wieder verschwindet.

<sup>91</sup> Alle Zitate entstammen unserem Gespräch vom 11. Oktober 2000.

In ihren Erzählungen erscheinen diese Ereignisse und Personen als Botschaften aus einer fremden Welt, in der sie sich nicht auf gleicher Ebene zu bewegen weiß. Der Eindruck, dass ein feindliches Umfeld sie weghaben möchte und gleichzeitig über die größeren Machtchancen verfügt, bestimmt die Erinnerung.

Eigentlich wollten sie in Steglitz bleiben. Schließlich hatten sie hier 21 Jahre gelebt und Frau Ranogajec's Arbeitsstelle befand sich dort. Die Konkurrenz für billige Wohnungen war aber zu groß, als dass sie als ausländisches Paar mit einem arbeitslosen Mann eine Chance gehabt hätten. »In Steglitz haben es Ausländer nicht so gut.«

Nach einigen Ablehnungen fanden sie das Inserat in der *BZ*. Eine türkische Familie suchte einen Nachmieter für ihre 2-Zimmer-Wohnung im »Sozialpalast«. Die Ranogajec's wollten die Wohnung besichtigen. Der erste Eindruck des Hauses war ein schlechter, oder genauer gesagt, ein befremdlicher: »Das war für mich ganz komisch hier. [...] Ich habe gedacht, das ist wie in einem großen Heim oder Kaserne oder Krankenhaus, so was.« Die türkische Frau nannte ihnen die Hausnummer, das Stockwerk und einen Namen, den sie auf dem Klingelfeld nicht finden konnten. Sie fuhren in die 7. Etage und liefen drei- oder viermal den Gang entlang. Sie versuchten, den Namen an einer der 31 Wohnungstüren zu finden. »Ich konnte nicht mehr laufen. Ich war kaputt. Das ist so groß hier.« In Steglitz gab es nur zwei andere Parteien auf ihrem Stockwerk.

Sie begegneten schließlich der türkischen Frau, besichtigten die Wohnung und wollten sie übernehmen: »Das Haus hat mir nicht gefallen, aber die Wohnung hat mir gut gefallen.« Ihre Vormieterin wollte den »Sozialpalast« verlassen. Sie fühlte sich seinen sozialen Gefahren nicht gewachsen:

Hier war ganz unten so eine, wie soll ich sagen, da haben sich türkische Leute immer gesammelt. [...] Die haben dort die ganze Nacht gesessen, Tee getrunken, verschiedene Spiele gespielt und so. Die türkische Frau hat einen ziemlich jungen Mann gehabt, den zweiten Mann, und er war immer die ganze Nacht da. Und sie hat gesagt, sie hat Angst, wenn er immer da ist, wer weiß, was ihm passieren könnte, weil alle sind arbeitslos, sowieso, hier sind dreiviertel der Leute arbeitslos, und sie sagte, na ja, wenn er jede Nacht nur zehn Mark da ausgibt, das ist viel Geld, sie muss ausziehen, weg von hier. So hat sie uns gesagt.

Zunächst schreckte sie diese Nachbarschaft nicht ab. Es waren die baulichen Gegebenheiten und der schlechte Zustand des Hauses, die sie abstießen. Die Zusammensetzung der Bewohnerschaft wurde ihr erst allmählich bewusst.

Ja und ich habe mich nicht dran gewöhnt an so ein Haus. Ich hab gedacht, wo bin ich denn, bin ich im Krankenhaus oder wo, so komisch nicht. Hier sind 31 Wohnungen auf einer Etage.

*Ja, ja. Und was war so das Gefühl? Also war das ungewohnt oder?*

Ja, ja auch ungewohnt, ich habe, wissen Sie, ich habe fast immer unten in der ersten Etage gewohnt. Auf einmal so hoch und so viele Wohnungen, so großes Haus, habe ich nicht dran gewöhnt. Und hier jeden Tag Fahrstuhl, ich habe gedacht, wie soll ich das machen, wenn ich zur Arbeit gehe. Da sind so viele Leute hier vor dem Fahrstuhl, nee und ach gar keiner, die gehen nicht arbeiten hier. Dreiviertel der Leute sind vom Sozialamt hier.

Kurz nach ihrem Einzug wurde Frau Ranogajec von einer Freundin aus Steglitz besucht. Sie lief an den zerstörten Klingelfeldern vorbei und durch die Flure voller Grafitti hindurch und sagte: »Ach du liiiiieber Gott, wo wohnst du denn hier.« Ich sagte, »was soll ich machen«, nicht [lacht].« Die Ranogajec's hatten sich ihre neue Wohnung nicht ausgesucht. Sie kamen nicht freiwillig nach Schöneberg Nord: »Wir hatten keine Wahl.« In ihrer Wahrnehmung bot der »Sozialpalast« Menschen einen Unterschlupf, die sich in der deutschen Gesellschaft nicht durchsetzen konnten und entsprechend auf dem Wohnungsmarkt geringe Chancen hatten: Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Ausländer – Menschen wie sie.

Diese Zusammensetzung der Bewohnerschaft wird neben den baulichen Besonderheiten zu einem Bild über das sie ihren Wohnort beschreibt und das die Identifikation mit ihm hemmt, wenn auch nicht verhindert:

Ich habe mich nicht dran gewöhnt. Ich bin selber Ausländer, aber hier waren zu viele, ich glaube ein Viertel Deutsche, dreiviertel Ausländer.

*Und warum ist das zu viel?*

Das war für mich komisch irgendwie. Ich habe gedacht, ich bin nicht mehr in Deutschland. Ich bin irgendwo in Türkei oder so. Hier von oben [lacht] sieht man ganze Reihe von Frauen mit Kopftuch und bis zur Erde irgendwas so angezogen [lacht], das war für mich komisch. In Steglitz, das habe ich so sehr selten gesehen. [...] Hier ist es wie in Istanbul [lacht] [...] viele haben gefragt, »wo wohnst du?« Ich habe gesagt, »in Istanbul«, ja [lacht]. Ich habe mich gar nicht wohl gefühlt, war komisch für mich [...] Sieht man vor dem Fahrstuhl, sieht man von hier von oben, wenn die laufen, sieht man auf der Straße, aber, ich habe mich dran gewöhnt jetzt.

Sie weiß, dass der hohe Ausländeranteil als ein Makel des Hauses gilt und empfindet es auch zumindest gelegentlich so, dass es hier zu wenige Deutsche gibt, dass der Ort zu weit entfernt ist von der »ethnischen Normalität« in diesem Lande. Sie persönlich konnten nach dem Umzug aufatmen – in der Masse der Ausländer fielen sie nicht mehr auf. In Steglitz war es sehr ruhig, aber die Menschen ließen sie nicht in Frieden: »wir

waren die einzigen Ausländer und die haben Ausländer gehasst.« Im »Sozialpalast« ist es nie ruhig, aber man lässt sie als Ausländer in Ruhe:

Und wenn mich die Leute in Ruhe lassen, dann ist nicht schlimm. Dort [in Steglitz] war viel schlimmer. Ich habe gesagt, dort waren wir einzige Ausländer, die haben uns nicht in Ruhe gelassen und hier tut mir keiner was.

*O.k., also war das nur am Anfang komisch?*

Jaa, das war, dort hat man gewohnt 21 Jahre nicht und da war sehr ruhig. Hier ist nicht, hier gibt es keine Ruhe. Wissen Sie, was hier am schlimmsten ist? Wenn der türkische Fußball ist und wenn die Türken gewinnen, dann explodiert das ganze Haus [lacht]. Die schießen dann, ach Silvester das ist nichts dagegen. Da müssen wir leben.

Ihr Raumbezug ist interessant, weil sie einem Ort, der aufgrund seiner multi-ethnischen und sozial schwachen Bewohnerschaft als problematisch und konfliktreich betrachtet wird, einen individuellen Wert zuspricht (*»hier tut mir keiner was.«*). Diese Einschätzung ist nicht leicht nachzuvollziehen, weil ihre Erzählungen auch weiterhin von Auseinandersetzungen, Missverständnissen und Schikanen von Seiten der Nachbarn und der Hausverwaltung handeln. Gleich nach ihrem Einzug waren es wieder ihre Katzen, die Anlass zu Ärgernis boten. Sonderbare Nachbarn, deren Verhalten sie nicht versteht und ein anmaßender Hausmeister, der ihr ihren prekären sozialen Status vor Augen führt, bilden die Hauptakteure dieser Geschichte – natürlich neben ihrer Katze, die die Nachbarbalkone ihres neuen Zuhauses besuchte:

*Was haben Sie für Kontakte zu den Nachbarn?*

Ja, ja also, hier habe ich auch schlechte Sachen erlebt. [...] Eine Katze habe ich, die ist ziemlich wild. Katzen haben Angst vor neuer Wohnung. Die Katze ist gegangen auf den Balkon [...], ich habe sie gesucht und ooh türkische Leute.

*Hier nebenan oder?*

Ja, ja, Katastrophe. »Wo gibt's so was«, sagt Sohn, »meine Mutti macht Joghurt und Ihre Katze kommt auf den Balkon«, sagt Sohn, und [...] die haben großes Theater gemacht. Die haben bei der Verwaltung angerufen, dass wir Katzen haben, Katze geht auf den Balkon und so. Ich habe gedacht, ich bin fertig. Ich wollte nicht mehr leben, weil dort so eine Katastrophe und dann hier auch noch so. Ganz schlimm, aber ich glaube, ich habe ein bisschen Schuld. Der Sohn von diesen türkischen Leuten hat mit mir gesprochen, nett und so, und dann habe ich erzählt, wie wir Probleme gehabt haben, dass die so gemacht haben gegen Katzen, dann hat er gedacht, »aha, dann machen wir das auch so«. Die hassen Tiere, nicht alle aber manche. [...] in

Wohnung eine Katze oder Hund, das gibt's nicht, ja. Oh, die haben auch dann bei der Verwaltung angerufen, wir haben Katzen und was weiß der Teufel, was meinen Sie. Hier waren auch so viele Leute von der Verwaltung und vom Bauamt.

*Wegen der Katzen?*

Ja, wie wenn, wenn wir haben vielleicht einen Elephant, haben die Wände geguckt, ob die Wände kaputt sind. Und, ich habe mich so geschämt, ich habe verloren meine Nerven, ja. Weil wir haben auch da weggeschmissen Möbel, nicht und hier, hier waren nur Kartons, wie im Lager. [...] Ich habe sauber gemacht, aber wenn Sie gar nichts haben, sieht schlecht aus. Gar nichts. [...] Ich habe sauber gemacht und gesagt: »Mensch, wir sind umgezogen, haben Probleme, wir müssen noch alles kaufen.« Hier gibt's einen frechen Kerl, er hat mit mir geschimpft, er hat Hauswärtsstelle damals gehabt. [...] Hat auch auf uns so geschimpft, ich habe gedacht, ich will nicht mehr leben, ja.

*Wie hat er geschimpft?*

Weil hier nur Pakete waren, wie das aussieht. Wie soll das aussehen. [...] Wir haben die Möbel weggeschmissen und alles na, wir sind gerade umgezogen. Das kommt noch, wir haben Probleme gehabt, kein Geld, kannste nichts machen, nicht [...]

*Wie hat sich das dann gelöst mit den Katzen, also...*

Ja wissen Sie was, die ist immer weiter gegangen, wo ich geklingelt habe, alle haben gesagt, »nee bei uns nicht, fragen Sie da weiter, fragen Sie weiter«.

*Sie haben geklingelt?*

Dass die mir sagen, ist da Katze auf dem Balkon und so. Ich wusste nicht genau wo, wo sie ist. Ja, und die haben gesagt da in der Ecke wohnt ein Grieche. Der hat einen Hund. Bestimmt ist sie da bei ihm, da gibt's zu Essen, Futter und so. Ach die war überall. Aber zuletzt hat er die Tür aufgemacht, ja tatsächlich, die Katze ist zu ihm gekommen. Er hat aufgepasst, er hat zugemacht und dann habe ich sie da gefangen. Aber da wohnt ein Ehepaar da weiter und mit diesem Grieche bin ich gegangen zu der Frau [...], wollte sauber machen.

*Bei den Türken oder wo?*

Nee, nee, Türken wohnen neben mir, dann wohnt da eine Deutsche, dritte Wohnung von hier, nicht. Ach ich weiß nicht von wo kommen die Leute, auch irgendwo, weiß nicht genau.

*Ausländer?*

Ja ja, ja ja, da bin ich mit dem Griechen gegangen in die Wohnung. Ich wollte Balkon sauber machen, weil Katze bisschen was gemacht. Aber die haben keine Blumen nichts, nur so Katze war da, ich wollte sauber machen. Wir sind gegangen, ich mit Grieche in die Küche, der Mann hat da in dem anderen Zimmer geschlafen, weil er arbeitet immer nachts, Bäcker, und die Frau, auf einmal kommt die Frau aus dem Zimmer zu mir und die hat mir so eine über das Gesicht geschlagen, wegen der Katze, ich dachte, das darf nicht wahr sein, ja. Und ich habe überlegt, ich konnte Anzeige machen bei der Polizei, sie konnte mir Schmerzensgeld bezahlen, so was habe ich noch nicht erlebt in meinem Leben. [...] Und ja bin ich nach Hause gekommen, habe ich nichts dagegen getan, nichts, habe meinem Mann erzählt. Dann sollten wir auch bei den türkischen Leuten den Balkon sauber machen. Ich habe zu meinem Mann gesagt, »ja das habe ich erlebt. Jetzt gehst du.« Er ist gegangen zu diesen türkischen Leute. Er war auf dem Balkon, hat sauber gemacht, hat eine Schippe mitgenommen. Auf einmal kommt dieser Türke und sagte zu ihm, »ich fotografiere«. Er hat ihn fotografiert. Mein Mann kommt nach Hause ganz blass. Ich sage, »und was ist bei dir passiert?« »Ja«, sagt er- ja so was haben Sie noch nicht gehört. Man kann sich gar nicht vorstellen so was. »Ja, was sagst du«, sagt er, »weißt du, er hat mich fotografiert.« Ich sage, »Was? Bist du ein Bandit oder was?« Darf man so was machen. Er hat ihn fotografiert. Das habe ich bei der Verwaltung erzählt.

*Und warum?*

Weiß ich nicht, was er damit machen wollte. Ich weiß es nicht. Irgendwo gegen uns irgendwas, ja. Er hat ihn fotografiert auf Balkon. Und eine Deutsche, neben diesen türkischen Leuten wohnt eine Deutsche [...] Katze war auch da. Einmal hat sie geklingelt hier bei uns mit ein paar chinesischen Freunden und hat gesagt, »ja Katze war auf meinem Balkon, die hat Schaden gemacht.« Wir haben 200 Mark gegeben und später hat sie mir gezeigt, sie hat Auslegeware gekauft, für Kind irgendwas und wir haben nichts. So sind die Leute, ja. Wir waren neu, die haben gedacht mit uns kann man alles machen.

Die Wohnung in dem »Sozialpalast« sollte eine Übergangslösung sein. Die Ranogajecs planten nach Jugoslawien überzusiedeln, wo sie, 40 Kilometer von Belgrad entfernt, in der Woiwodina ein Haus besitzen. Daher richteten sie sich in ihrer neuen Wohnung nicht richtig ein, kauften keine neuen Möbel, keine Teppiche oder Gardinen und lebten aus Kisten:

Er wollte so schnell wie möglich nach Hause, [...] wegen Heimat, [...] er hat das Haus gerne gehabt. Hier haben wir alte Möbel gehabt, er wollte nicht kaufen, hat gesagt, »nö wir gehen nach Hause, warum soll ich hier kaufen?« Ja, dann war so mit uns passiert, da musste man schnell ausziehen und ich habe gesagt, »nein, diese alten Möbel nehme ich nicht mit.« Wir haben alles weggeschmissen, alles weg.

*Warum haben Sie die Möbel weggeschmissen, wenn...*

Ich wollte nicht mitnehmen alte Lumpen. [...] Ich habe mich geschämt. Ich habe gedacht, hier gucken alle, was bringt man für Möbel, wenn Umzug, da gucken Leute, aber ich habe nicht gewusst hier.« [lacht]

*Was?*

Hier guckt keiner. Da können Sie machen, was Sie wollen. Hier ist anders, ja. Ich habe einfach, ich konnte die Sachen nicht mehr sehen, alles weg.

Ein Ereignis kam dazwischen, das aus dem Übergang eine Dauereinrichtung machte: der Tod von Herrn Ranogajec. Nach 45 Jahren Ehe traut sich Frau Ranogajec alleine keinen Umzug innerhalb Berlins zu, geschweige denn eine Rückkehr in das ehemalige Jugoslawien. Ihre »Heimat« ist ihr fremd geworden, sie hat kaum eigene Verwandte und die Verwandten ihres Mannes meiden sie, seitdem sie nach dem Arbeitsverlust ihres Mannes kein Geld mehr schickten. »Wenn Sie einmal nicht helfen können, dann ist alles vergessen, wie wenn Sie niemals geholfen haben.«

Die Vorstellung, alleine das freistehende Haus in der Woiwodina zu bewohnen, macht ihr Angst:

Ich hätte Angst gehabt in dem Haus zu leben, weil oftmals passiert- die Leute wissen, dass einer hat gelebt im Ausland und denken, wer weiß, was die für Geld hat und über Nacht, bringen die Leute für 30 Mark um. Ich hätte Angst gehabt, vielleicht kommt einer über Nacht und bringt mich um.

Frau Ranogajec richtet sich langsam ein. Ihre finanzielle Situation hat sich entspannt, so dass sie Pläne hat, sich eine Waschmaschine zu kaufen, sich die Wohnung mit Gardinen und Teppichen etwas netter zu gestalten.

Aber dann habe ich mit dem Geld nicht so viel Probleme und ich muss meine Wohnung bisschen, Wände bisschen- dass ich mich nicht schäme, wenn da jemand kommt. So wie Herr Adam [lacht], muss ich bisschen andere Gardine und Möbel besorgen, brauche ich bisschen was schönes für den Fußboden, alles nicht so schön. [...] Ich muss mir ein bisschen was kaufen, dass man bisschen freundlicher wohnt.

Beeindruckend sind die sozialen Anker, die sie mit der Zeit im »Sozialpalast« ausgeworfen hat, ihre Versuche der Isolation zu entgehen, die einer jugoslawischen Witwe ohne Kinder und Familie in Berlin drohen könnte. Frau Ranogajec nimmt die Möglichkeiten lokaler Gemeinschaft wahr, die ihr der »Sozialpalast« bietet. »Ich muss mit jemanden sprechen, sonst ist mir schwer«, beschreibt sie ihren Kampf gegen die Einsamkeit, den sie seit dem Tod ihres Mannes bestehen muss. Aus einer Zufallsbegegnung mit einer jugoslawischen Flüchtlingsfrau im Fahrstuhl entwickelte sich eine regelmäßige Bekanntschaft. Frau Ranogajec wird fast täglich zum Essen eingeladen, »wie wenn man eine Familie gefunden hat.«

Es ist zu einem großen Teil die Suche nach Kontakt, nach Kommunikation und menschlicher Nähe, die sie am Mieterbeirat oder am Frauencafé teilnehmen lässt: »Deswegen bin ich hier zu den Leuten im Mieterbeirat gegangen, dass ich mit jemanden sprechen kann.« Gleichzeitig sieht sie die Chance, etwas für ihr Wohnhaus und seine Bewohner zu tun: »Habe ich gedacht, ich wollte Leute kennen lernen und habe ich gedacht, vielleicht hat man bisschen mehr Rechte, wenn man im Mieterbeirat ist.« Nach dem Erlebnis der eigenen Ohnmacht in der Auseinandersetzung mit den Besitzern und Nachbarn ihrer Steglitzer Wohnung erkennt sie den Wert einer Gemeinschaft, die sich um die Interessen der Mieter und das »kollektive Wohl« der Bewohner des »Sozialpalastes« bemüht und in der sie ihren Ärger thematisieren kann: »weil hier gibt's viele Sachen, die nicht in Ordnung sind, dann denke ich, warum soll man nicht davon sprechen und irgendwas besser machen hier für Leute.«

Der Mieterbeirat und das Frauencafé stellen für Frau Ranogajec mehr dar als die Möglichkeit, sich zu unterhalten. Hier erfährt sie das Gefühl als Individuum wahrgenommen und für ihre Art geschätzt zu werden. Stolz erzählt sie, dass ihre Mitstreiter sie regelmäßig bitten, auf den monatlichen Trödelmärkten, die im Hof des »Sozialpalastes« veranstaltet werden, an dem Tisch des Mieterbeirates als Verkäuferin zur Verfügung zu stehen.

Also, da ist ein Tisch vom Mieterbeirat und Herr Bischof ist immer da und ich quatsche mit den Leuten und die kaufen viel von mir und er sagt immer, »Mensch Maria«, sie sagen zu mir immer Maria, meinen Vornamen, »du bist die allererste, die was verkauft hat, du musst immer kommen«, sagt er.

Ihre Mitarbeit im Mieterbeirat bietet ihr auch die Folie, um mir die »Heldengeschichten« ihres Kampfes gegen die lokalen Missstände zu erzählen:

Und habe ich noch was gesehen, weil ich gehe nicht schlafen und gucke oft da durch das Fenster raus. [...] Also ein Mann ist jede Nacht gekommen mit einem Kombi-Bus und er hat gebracht- bestimmt hat er ein Restaurant oder so, er hat den ganzen Müll und Abfälle, was es da gibt so für Müllcontainer, er hat das alles hierher gebracht von seiner Arbeit. [...] Er hat dann

da immer einen vollen Kombi-Bus gehabt und machte dann den ganzen Müllcontainer voll. Das hat mich geärgert, ich denke, darf er nicht von irgendwo anders den Müll hier herbringen. Und ich bin runter gegangen, war ziemlich spät. Ich habe so ein bisschen Courage und ich gehe vorbei, hat er Angst gehabt, er sieht mich, hat er schon gedacht, »aha, guck die steht da«. Und fragt er, was ich da mache. Ich sage, »kann ich hier machen, was ich will. Ich wohne hier«, na und. »Ich darf hier stehen, das ist nicht verboten. Was machen Sie?« Ich sage, »Sie kriegen Ärger«, habe ich ihm gesagt, wegen dem Müll. »Jetzt gibt's hier Leute, die aufpassen« und sagt er, »wer passt auf? Wer passt auf?«. Ich sage, »egal, aber Sie kriegen Ärger.« »Ja, ich wohne hier«, sagt er, »Sie können auch hier wohnen, aber nicht mitbringen Müll von irgendwo, das geht nicht.« Wir bezahlen hier dafür und er bringt da einfach- Aber habe ich gedacht, Mensch kann mir ja was passieren. Er wohnt hier auch irgendwo, ein Türke.

*Er wohnt hier, ja?*

Jaja, irgendwo, aber, weiß ich nicht, welche Etage. Oh dann habe ich auch seine Nummer aufgeschrieben, vom Auto. Und ich bin sehr oft gegangen über Nacht, zu verschiedenen Zeiten gucken, aha, da kommt der weiße Kombi-Bus. Er hat auch alte Lumpen, Möbel mitgebracht. Ich denke, was ist denn das, warum bringt er das von woanders? Dann habe ich das auch dem Kontaktbeamten, Polizist, gesagt und hier Mieterbeirat. Und wir haben gehabt die Leute, drei Männer<sup>92</sup>, die haben hier aufgepasst, diese Wache und die haben ihm ein paar Mal gesagt und jetzt ist Schluss. Jetzt bringt er nichts mehr. Das habe ich gerettet.

In unserem Gespräch redet Frau Ranogajec nicht von den Einkaufsmöglichkeiten im Viertel. Das Vermögen des Raumes, seinen Bewohnern eine schnelle und problemlose Alltagsorganisation zu ermöglichen, ist, anders als bei Frau Gültekin, nicht von zentraler Bedeutung. In den Erzählungen von Frau Ranogajec zeigt sich eine soziale Raumbezogenheit, die sich in der Bindung an den von ihr ursprünglich nicht geschätzten »Sozialpalast« als sozialem Raum und kommunikativem Feld realisiert. Es zeigt sich der Wert der Gruppen und Institutionen, die durch die »gesellschaftliche Hinwendung« nach Schöneberg Nord im Rahmen des Präventionsrates entstanden sind. Das Leben eines einsamen Individuums in der spätmodernen Stadt muss nicht zwangsläufig in die soziale Isolation führen, sofern es in der Lage ist, Foren lokaler Vergemeinschaftung zu nutzen und an lokalen Kommunikationsfeldern teilzunehmen.

<sup>92</sup> Eine Zeitlang patrouillierte ein privater Sicherheitsdienst über das Gelände des Sozialpalastes, insbesondere um dem »Drogenproblem« Herr zu werden.

Die Besonderheit von Frau Ranogajec liegt aber in etwas, was man eine narrative Ortsbezogenheit nennen könnte: die Bindung einer Person an einen Ort über die detailgenaue Erzählung von Erlebnissen und Beobachtungen, durch die der Nahraum mit einer Vielzahl von individuellen Bedeutungen belegt und wahrgenommen wird. Der Raum ist durchdrungen von Erlebnissen, Begegnungen und emotionalen Erinnerungen. In den Erzählungen von Frau Ranogajec wird der Nahraum zu einem Erlebnisraum. Vielleicht ist es eben die vielgeschmähte sozial und kulturell vielfältige Zusammensetzung der Bevölkerung des »Sozialpalastes«, die diese Vielzahl an Möglichkeiten zur individuellen Bedeutungskonstruktion bietet.

### Frau Bergmann oder die lokalen Netzwerke als soziales Kapital

Die Fenster der Wohnung von Frau Bergmann öffnen sich zu der westlichen Seite des »Sozialpalastes«. Von ihrem Balkon blickt man auf eine große Baustelle. Hier entsteht das bisher teuerste und aufwendigste Projekt, das im Rahmen des Quartiersmanagements Schöneberg Nord initiiert wurde. Ein jahrelang als Parkplatz genutztes, brachliegendes Grundstück wird zu einem Stadtpark umgestaltet. Es entstehen verschiedene Spielplätze für Kinder und Aufenthaltsflächen für Erwachsene, die den überfüllten Innenhof des »Sozialpalastes« entlasten werden. In einem Café sollen sich die Bewohner des Komplexes näher kommen und – so die Hoffnung des Quartiersmanagements – sich gleichzeitig ihre Bindungen aneinander und an den Ort stärken. Frau Bergmann findet die Idee gut: »Da treffen sich dann alle, also nicht Jugoslawinnen oder Albanerinnen, aber die anderen.«

»Das sind doch schöne Aussichten«, sage ich und stelle mir vor, dass der Blick vom Balkon auf Bäume, Wiesen und spielende Kinder fällt, statt auf Beton und Autos. Frau Bergmann blickt unzufrieden nach unten. »Ich weiß nicht, ob ich hier wohnen bleiben soll oder nicht. Einen Tag denke ich ja, nächsten Tag denke ich nein. Eigentlich, ich will raus. Ich tue auch nichts mehr in der Wohnung, nicht putzen nichts.« Ich blicke auf den Müll, der sich auf dem Balkon stapelt. »Ich kann nichts tun«, sagt sie als sie meinen Blick bemerkt.

Frau Bergmann befindet sich in einer Krise als wir uns zu unserem ersten Gespräch<sup>93</sup> treffen. Das Sozialamt Schöneberg weigert sich seit knapp einem Jahr der Sozialhilfeempfängerin die gesamte Miete zu zahlen. Die 2 ½-Zimmer-Wohnung ist einige Quadratmeter zu groß für Frau Bergmann und ihre zwei Töchter. Frau Bergmann sieht sich

<sup>93</sup> Mit Frau Bergmann führte ich zwei Interviews: das erste am 13. Oktober 2000, das zweite am 12. März 2001.

nicht in der Lage, von ihren Einkünften einen Eigenanteil von monatlich knapp 200 DM zu zahlen, so dass sich eine Mietschuld von etwa 3000 Mark summiert hat. Die Hausverwaltung hat ihr eine Räumungsklage angedroht, sollte sie nicht in den nächsten drei Wochen eine Möglichkeit finden, diese Schulden zu begleichen und die zukünftige Zahlung der gesamten Miete sicherzustellen.

Eine Räumungsklage will sie nicht riskieren: »So weit lass ich das nicht kommen«, sagte Frau Bergmann in einem Gespräch mit der Hausverwaltung. Sie hat begonnen, sich nach einer kleineren Wohnung umzusehen. Zumindest diese Würde will sie sich bewahren, nicht aus einem Haus herausgeklagt zu werden, das bereits als Heimat der Gescheiterten gilt.

Frau Bergmann gehört zu dem Personenkreis, dessen Dominanz in den Augen der lokalen Politik für die Krise des Kiezes verantwortlich ist. Frau Bergmann ist Türkin, seit 1992 arbeitslos und Sozialhilfeempfängerin. Es fällt ihr schwer, ihre Wohnung in Ordnung zu halten oder ihre Töchter zum Schulbesuch zu bewegen. Die neunzehnjährige Selma scheiterte an dem Hauptschulabschluss und lebt ebenfalls von der Sozialhilfe. Ihre sechzehnjährige Schwester findet selten den Weg zur Schule. Ihre Mutter deckt ihr Fehlen, indem sie Entschuldigungen schreibt. So begegnete ich Frau Bergmann in unseren Gesprächen nicht einfach als Person, sondern – in der Logik des Diskurses – als »Trägerin eines lokalen Stils«. Ich traf auf ein Individuum, das den sozialen Mythos, der den »Sozialpalast« umgibt, zu bestätigen schien.

Den biographischen Hintergrund bilden eine gescheiterte Migrationsgeschichte und eine auseinander gebrochene Familie. Frau Bergmann kam vor dreißig Jahren im Alter von 19 Jahren nach Westdeutschland. »Ich wollte hierher kommen, auf eigenen Beinen stehen, Geld verdienen. [...] Irgendwas für mich, also für mich und meine Familie machen.« Sie arbeitete als ungelernte Arbeiterin, meist als Monteurin in verschiedenen Fabriken. In Lüdenscheid lernte sie ihren zukünftigen deutschen Mann kennen – den Vater ihrer fünf Kinder. Ihren Umzug nach Berlin im Jahre 1988 beschreibt sie als ersten Fluchtversuch vor ihrem alkoholkranken Mann. Er zog ihr hinterher und die Familie blieb sechs weitere Jahre zusammen. Zunächst lebten sie in der kleinen Wohnung ihres Onkels, bis sie über einen Bekannten von einer freien Wohnung im »Sozialpalast« hörten. Zunächst war Frau Bergmann schockiert:

Erst wollte ich gar nicht. Ich habe zu meinem Mann gesagt, »komm gehen wir, gehen wir zurück, drehen wir um«. Ich habe den Fahrstuhl gesehen, alles dreckig und so. Ich habe gedacht, nee, hier nicht. Ich hab gesagt, »komm gehen wir zurück«. »Ja«, sagt er, »gehen wir erst mal gucken, die Wohnung, wie das ist«.

Auch Frau Bergmann spürte eine Diskrepanz zwischen dem verkommenen Haus und einer angenehmen, gut geschnittenen Wohnung: »Die Wohnung war wunderbar, mit Balkon, hat uns sofort gefallen.«

Frau Bergmann erlebte im »Sozialpalast« drei gute Jahre, in denen ihr Mann arbeitete und sie selber zu Hause blieb, nachdem ein fünftes Kind zur Welt kam. Dann kippte das Familienklima wieder. Frau Bergmann erzählt von einem kontinuierlichen Kampf mit ihrem besoffenen, aggressiven Mann, von Trennungsversuchen, Fluchten ins Frauenhaus und ersten Geldproblemen bis hin zu ihrer Scheidung im Jahre 1994. Ein Jahr später starb ihr Mann. Im Fahrstuhl liest sie von einer freien Wohnung und zieht innerhalb des »Sozialpalastes« um. Die erste Wohnung hatte über der Pallasstraße gelegen: »Pallasstraße da, so laut, also Tag und Nacht nur Autos, Autos, Autos. Die Kinder waren auch fix und fertig, die konnten nicht richtig schlafen.«

Frau Bergmann hat nie wieder Arbeit gefunden. Arbeitsplätze in der produzierenden Industrie gibt es kaum noch in Berlin und den Sprung in einen anderen Sektor hat sie sich nicht zugetraut. Sie hat keine Ausbildung und hat nie gelernt, Deutsch zu schreiben. Als sie die Möglichkeit erhält, bei Minimal als Regalauffüllerin zu arbeiten, gibt sie nach einer Stunde auf. Sie fühlt sich überfordert.

Da sollte ich Regale einrichten und alles, aber das war nichts für mich, einen Tag bin ich hingegangen, eine Stunde. Das war nichts für mich.

*Warum nicht?*

Viel Hetzerei, da musste ich immer Regal einräumen, bestellen, schreiben, rechnen. Da komme ich nicht klar. Ich kann ja nicht schreiben und richtig rechnen. [...] Deutsch kann ich nicht schreiben. Lesen kann ich. Rechnen und alles, ist nichts für mich die Arbeit, habe ich gesagt, sofort, ist nichts für mich.

Der Filialleiter gab ihr eine Liste, auf der notiert werden musste, welche Produkte fehlen, was im Lager ist, was bestellt werden muss. Das war ihr zu viel.

Ich kann einräumen, nach vorne hinstellen. Aber mit der Liste, der Bestellung. Da habe ich gesagt, tut mir leid, das kann ich nicht machen. Das ist zu viel Verantwortung. Nee, wenn ich irgendeinen Fehler mache oder so. Ich will nicht zu mir sagen lassen: »Frau Bergmann, Sie können das nicht, raus!«

Die Verfechter des neuen Kapitalismus würden ihr vermutlich eine fehlende Flexibilität vorwerfen. Allerdings hatte sich zu den Zeiten als die Industrie ungelernete Arbeitskräfte brauchte, niemand darum gekümmert, dass eine junge Einwanderin mit den Kompetenzen ausgestattet wird, die ihr eine minimale Souveränität auf dem Arbeitsmarkt geben würde.

Wenn sie von ihrem Leben erzählt, erscheint sie als Gefangene in einem Zirkel der Marginalisierung: Ohne Ausbildung hat sie kaum eine Chance auf dem Arbeitsmarkt

und lebt daher seit Jahren von Sozialhilfe. Dadurch gerät sie in Abhängigkeit von den Vorgaben des Sozialamtes, das über die ihr zustehende Wohnungsgröße bestimmt. Die Hausverwaltung drängt sie aus der Wohnung, weil Frau Bergmann ihren Eigenanteil nicht aufzubringen vermag. Eine neue Wohnung ist in ihrer Situation kaum zu finden: die Wohnungen sind oft schon vergeben, bis sich das Sozialamt zu einer Kostenübernahme durchgerungen hat. Ihre materielle Armut behindert ihre politische Integration: Als Sozialhilfeempfängerin wurde ihr Antrag auf Einbürgerung abgelehnt, obwohl sie Mutter von fünf deutschen Kindern ist.

Kaum ein Thema nimmt in unserem Gespräch so viel Raum ein, wie ihre Auseinandersetzungen mit der Hausverwaltung und – mehr noch – mit der Sachbearbeiterin auf dem Sozialamt. Das Gefühl, diesen lokalen Machträgern ausgeliefert zu sein, prägt ihren Ortsbezug:

Im Moment habe ich Schwierigkeiten, viele Probleme und ich, ach, weiß ich auch nicht, was ich machen soll. Manchmal überlege ich so und manchmal so, ich weiß es nicht.

*In welchem Bereich jetzt? Mit der Wohnung, oder?*

Ja mit der Wohnung jetzt, also finanziell überhaupt- finanzielle Probleme habe ich auch, also ich komme nicht klar. Also viele Probleme habe ich mit dem Sozialamt, wegen der Sachbearbeiterin. Sie ist richtig gemein, unfreundlich, gar nicht hilfsbereit. [...] Sie antwortet immer mit frechen Antworten, also behandelt mich so, also wie soll ich das sagen- Demütigung, für mich ist das Demütigung. [...] Ja, ich habe viele Probleme mit dem Sozialamt und mit der Hausverwaltung. Also ich habe Nerven kaputt, also ich weiß auch nicht, was ich machen soll, finanziell geht es mir schlecht und mit den Nerven auch noch. [...] Manchmal kann ich auch nicht schlafen. Die Frau hat mich fix und fertig gemacht, seit einem Jahr, seit einem Jahr ist sie Sachbearbeiterin. [...] Ich will sie nicht mehr sehen, also so hasse ich sie. Ich will sie nicht mehr sehen. Ich will gar nichts mit ihr zu tun haben. Ich hoffe, dass ich Arbeit finde, vier Stunden, sechs Stunden, ich gehe gerne arbeiten, wirklich, glauben Sie mir, ich gehe gerne arbeiten.

Frau Bergmann weiß, dass ein Arbeitsplatz ihre Abhängigkeit vermindern würde. Trotzdem wirken ihre Versuche, Arbeit zu finden, halbherzig. Sie lehnt Angebote ab, weil ihr der Anfahrtsweg zu weit ist oder weil sie nicht am Wochenende arbeiten möchte. Bei einem Vorstellungsgespräch in einer Großküche erklärte sie, dass sie nicht putzen will. Ich reagiere mit Unverständnis. Warum zieht es ein Mensch vor, einen beachtlichen Teil seiner Lebensenergie der demütigenden Auseinandersetzung mit einer Sachbearbeiterin zu widmen, anstatt zumindest vorübergehend eine Arbeit anzunehmen, die nicht ganz den Vorstellungen entspricht?

Der fehlende Arbeitsplatz unterstützt Frau Bergmanns Fixierung auf den Nahraum. Geht ein Mensch einer regelmäßigen Arbeit nach, so teilt sich sein Leben in eine Privatsphäre und einen Arbeitsbereich. Der Weg zur Arbeit wird zu einem Grenzübergang. Der Arbeitsplatz wird zu einem alternativen Raum und einem anderen sozialen Umfeld, aus dem der Mensch Anerkennung ziehen kann. Ebenso bietet der Arbeitsplatz die Möglichkeit, eine soziale Identität zu entwickeln, die sich von der familiären Identität unterscheidet. Erst die Existenz eines solchen alternativen Raums macht aus dem Wohnraum einen wirklich privaten Raum. Frau Bergmanns Raumbezug zeichnet sich durch Alternativlosigkeit aus. Kaum ein anderer meiner Gesprächspartner zeigte sich in seiner Alltagsgestaltung so auf den Nahraum fixiert wie Frau Bergmann. Ein Wohnortwechsel verlief als Folge eines äußeren Zwangs, einer Verdrängung. Er verlief nicht als bewusste Wahl nach einer Abwägung der eigenen Präferenzen. Als Sozialhilfeempfängerin auf Wohnungssuche musste sie tatsächlich nehmen, was übrig bleibt.

Frau Bergmanns Raumbezug erscheint in unserem ersten Gespräch als Folge eines Netzwerkes von fremden Ansprüchen, Forderungen und Wünschen, unter denen eine eigene Position zu verschwinden droht. Da sind einerseits die beschriebenen materiellen Zwänge, die sich in demütigende menschliche Beziehungen übersetzen. Die lokalen Repräsentanten des Sozialamtes oder der Hausverwaltung bestimmen über ihre Zukunft. Die Vorgabe, sich eine kleinere Wohnung zu suchen, bedroht sie in den räumlichen Grundlagen ihrer Existenz. In manchen Teilen unseres Gesprächs identifiziert sie diese äußeren Zwänge mit ihrem Wohnraum. Sie äußert den Wunsch wegzuziehen, um diese Forderungen hinter sich zu lassen. Da sind andererseits die sozialen Beziehungen, die sie an den Raum binden.

Ja, also hier, wir sind gewöhnt. [...] Ich bin schon 12 Jahre hier. Ich kenne alle Leute, wenn ich nach draußen gehe, vielleicht zehn, zwanzig Mann sagen zu mir: »Guten Tag, Guten Tag, wie geht's.« [...] Wenn es mir langweilig wird, abends, dann gehe ich zur Nachbarin, oder ich gehe zu Frau Gültekin oder gehe ich dahin. Ich fühle mich besser hier, in der Umgebung mit Bekannten und so.

Frau Bergmann erzählt von einer Vielzahl von Beziehungen zu Bewohnern des Sozialpalastes – in erster Linie zu türkischen Frauen. Sie entwirft Bilder einer nachbarschaftlichen Solidarität, die ihre Bindungen an den Raum unterstreichen. Gerade in ihrer schwierigen finanziellen Situation erkennt sie den Wert der sozialen Beziehungen, die der Nahraum bereitstellt. Mehrfach betont sie, dass ihre Freundinnen sie zum Bleiben auffordern.

Wenn ich jetzt manchmal sage, ich ziehe aus. »Nee, bleib mal hier«, sagen sie. Das haben alle Freundinnen zu mir gesagt, nicht raus, also nicht in andere Wohnung einziehen, »bleib mal hier.« Die haben mir damals 250 Mark gegeben, meine Freundin. [...] Sagt sie: »Nimm mal 250 Mark, bezahlst du

von, dass du hier bleibst.« [...] also sagen alle: »bleib mal hier, nicht umziehen«, sagen sie, »wir mögen dich gerne.«

Sie stellt dem Zwang zum Umzug äußere Instanzen entgegen, die sie zum Bleiben auffordern. Diese Veräußerlichung ihres Raumbezuges setzt sich über ihre Töchter fort:

Ich würde gerne hier bleiben, die Kinder auch, ich, also, von mir aus, ich kann raus, ich möchte raus, aber, die Kinder haben sich schon gewöhnt, hier ist alles da.

*Sie wollen hier aus dem Gebäude raus?*

Eigentlich ja. Einerseits will ich, andererseits will ich nicht. Ich weiß es nicht, was ich jetzt im Moment machen soll. Also Kinder sagen: »Mama, nein bleiben wir hier.«

Ihre unsichere Lage und das Wissen um die Abhängigkeit ihrer Zukunft in Schöneberg Nord von den Entscheidungen äußerer Instanzen, übersetzen sich in ein Zögern, eine eigene Position zu entwickeln.

Auch für Frau Bergmann stellen die im Rahmen des Quartiersmanagements entstandenen Gruppen eine weitere Ebene ihres Ortsbezuges dar. Sie erweitern ihre ortsgewunden Netzwerke und vergrößern ihre Fixierung auf den lokalen Raum. Wenn sie von ihrem Engagement erzählt, klingt es wie die Geschichte eines sozialen Aufstieges.

Den Einstieg fand sie über das türkische Frauencafé. In diesem Rahmen begann sie, sich an den Vorbereitungen zum monatlichen Trödelmarkt zu beteiligen. Die Quartiersmanager sahen, dass sie gut arbeiten kann und fragten sie, ob sie nicht am Mieterbeirat teilnehmen wollte.

Ja, die<sup>94</sup> haben gesehen, dass ich aktiv bin. Sie haben den Trödelmarkt gemacht, wir haben mitgemacht, auch beim Frauencafé und alles. Im Frauencafé haben wir uns getroffen. Da haben sie gesehen, dass ich aktiv bin, sagen sie, »du bist richtig aktiv, du kannst das schon machen. Kannst du doch mit in den Mieterbeirat eintreten«, also Mitglied sein. Habe ich gesagt, »o.k. mache ich das, warum nicht?« Ich tue das gerne, also ich bin jetzt richtig aktiv. Ich mache das auch gerne. Emine<sup>95</sup> hat auch gesagt, »wir sind froh mit Frau Gültekin und dir. Ihr habt viel geleistet, viel gemacht«, sagt sie, »ja wir sind zufrieden.«

<sup>94</sup> Die Quartiersmanager.

<sup>95</sup> Eine Mitarbeiterin des Quartiersmanagement.

Hier bekommt sie das Gefühl, gebraucht zu werden und einen Beitrag für die Gemeinschaft zu leisten, indem sie beispielsweise für andere türkische Mieter übersetzt. Hier geht sie soziale Verbindlichkeiten ein. Sie verwaltet die Kasse des Frauencafés oder nimmt an den Planungen zu den baulichen Veränderungen des »Sozialpalastes« teil. Sie, die aus dem »Sozialpalast« herausgeklagt zu werden droht, wird so zu einer Vermittlerin zwischen Mietern und Hausverwaltung:

Wenn irgendwer Schwierigkeiten hat, also Mieter, die kommen zu uns dann. Wir sind ja der Mieterbeirat. [...] Ich habe das Gefühl, wenn ich jetzt im Mieterbeirat drin bin, ich muss auch was tun. Für die Mieter, also mit dem Vermieter und für mich auch. [...] wenn wir dann irgendwas haben, besprechen wir das mit der Hausverwaltung. [...] wenn andere Leute Probleme haben, leiten wir das weiter, wenn eine kommt und sagt »bei mir schimmelt es« oder irgendwas da in der Wohnung, wir gehen, gucken uns das an, [...] mit Herr Bischof reden wir und dann leiten wir das zur Hausverwaltung weiter.

Allerdings hat ihre Mitarbeit für sie noch eine weitere Bedeutung. Die sozialen Netzwerke, die durch den Präventionsrat und das Quartiersmanagement entstanden sind, stellen ein soziales Kapital dar, das Frau Bergmann zu nutzen weiß. In ihrem schwierigen Verhältnis zum Sozialamt oder zu der Hausverwaltung setzt sie ihre Verbindungen zu dem Quartiersmanagement ein, indem sie sich Informationen einholt oder sich zu Ämtern begleiten lässt. Sie hat keine Hemmungen, die Bürgermeisterin, die sie über ihr Engagement kennen gelernt hat, mit ihren Problemen zu konfrontieren und sich über ihre Sachbearbeiterin zu beschweren. »Komm zu mir, wenn du Probleme hast«, habe die Bürgermeisterin kürzlich zu ihr gesagt als sie sich in den Fluren des Rathauses traf. Frau Bergmann hatte ihr von ihren Sorgen berichtet und die Bürgermeisterin ließ vom Pförtner aus einen Notdienst anrufen. »Wir haben eine Bürgermeisterin, die uns den Rücken stärkt«, sagt Frau Bergmann.

Die Quartiersmanager bringen Fertigkeiten und Verbindungen ins Viertel, die dem einfachen Bewohner oft fehlen. Findet ein Bewohner seinen Weg in das Vorortbüro des Quartiersmanagements oder zum Präventionsrat, so kann das seine Position im Verhältnis zu lokalen Machträgern stärken. Dies verleiht dem Viertel einen besonderen Wert. Würde Frau Bergmann in ein anderes Viertel ziehen, so würde sie dieses Netzwerk verlassen und damit die Verfügung über dieses soziale Kapital verlieren.

Somit besitzt der Wohnort für Frau Bergmann einen großen Wert. Es sind die sozialen Netzwerke, die sich im »Sozialpalast« entwickelt haben, die sie an den Raum binden und die manchen Mangel und manche Frustration einer Sozialhilfeempfängerin vermindern können. Frau Bergmann ist der schlechte Ruf des Sozialpalastes bekannt:

Wenn Sie sagen, Pallasstraße, also Sozialpalast, dann heißt es Kakerlaken-Haus. »Ach da wohnst du, Sozialpalast, wo Kakerlaken da im Haus waren.« Ja früher waren viele Kakerlaken. Das war schlimm.

*Und heute?*

Jetzt alles sauber.

*Früher gab es Kakerlaken?*

[...] früher sind sie überall rumgelaufen, wegen dem Müll und so. Dann haben wir mit der Hausverwaltung gesprochen, die hat Firma angerufen und die- [...] seitdem nichts mehr, alles sauber.

In der Einschätzung von Frau Bergmann hält der negative Ruf des »Sozialpalastes« nicht mit der Wirklichkeit Schritt. Bis heute würden Menschen wegen des Rufes des »Kakerlaken-Hauses« nicht einziehen. Der Einfluss dieses schlechten Rufes auf ihren Ortsbezug ist aber gering. In Frau Bergmanns Leben geht es um die Grundlagen der Existenzsicherung, der Kampf um Statussymbole rückt dabei in den Hintergrund.

Als wir uns vier Monate später zu einem zweiten Interview treffen, haben sich die Dinge zum Positiven entwickelt. Es ist ihr unter Mithilfe der Mitarbeiter des Quartiersmanagements gelungen, eine staatliche Stelle zu finden, die ihre Mietschulden übernommen hat. Sie erzählt von den Unterhaltungen mit den Managern, die ihr Ratschläge gegeben haben. »Alle haben geholfen. Die haben Vorschläge gemacht, da musste hingehen, habe ich alles gemacht.« Eine Managerin hat mit der Hausverwaltung gesprochen. Ein Mitglied des Mieterbeirats hat sie zum Sozialamt begleitet.

Das vorübergehende Verschwinden des äußeren Drucks übersetzt sich in ein klareres Bekenntnis, dass sie im »Sozialpalast« wohnen bleiben möchte. Die Unentschiedenheit des ersten Gesprächs ist gewichen.

Ich wollte wirklich hier raus, wirklich. Ich habe auch die Schnauze voll gehabt, so viel Ärger mit der Bezahlung, und ich wollte wirklich hier raus, aber die Kinder haben gesagt, »Mama, wir wollen hier bleiben«, dann haben sie auch akzeptiert, die Restschulden zu übernehmen. Also ich habe mich besser gefühlt. [...] Ich bin also wirklich die Probleme los geworden. Ich habe selber auch geschrieben, also viel gemacht, Lauferei, Schreiben, hin und her, hin und her.

Sie hat zaghaft angefangen, ihre Wohnung zu renovieren und erzählt mir von ihren Zukunftsplänen. Ein neuer Teppich soll her und die Wände will sie streichen lassen. Ihre Kinder sollen neue Möbel bekommen und ein neues Schlafzimmer kauft sie sich auch, wenn – ja wenn – sie Arbeit findet.

## Emine oder das »Problemquartier« als Lebensraum und Arbeitsfeld

Auch Emine lernte ich auf einem Treffen des Mieterbeirates kennen. Sie nahm als Mitarbeiterin des Quartiersmanagements an der Sitzung teil, in der ich mein Forschungsvorhaben vorstellte. Nach der Sitzung kam sie auf mich zu und gab mir die Telefonnummer eines am anderen Ende des Kiezes gelegenen Jugendclubs.<sup>96</sup> Hier treffen sich in erster Linie türkische, kurdische und arabische Jungs, die insbesondere im Sommer das Straßenbild vor dem Club dominieren. Vor etwa zehn Jahren war der Kiez durch eine Gang in die Schlagzeilen geraten, die sich aus nicht-deutschen Jugendlichen des Viertels rekrutierte. Der Jugendclub wurde als Reaktion eröffnet. Es wurde ein Ort geschaffen, an dem sich die Jugendlichen unter Beobachtung aufhalten können, ohne zu sehr kontrolliert zu werden. Zu Beginn ihrer Arbeit suchten die Quartiersmanager Kontakt zu bereits bestehenden sozialen Einrichtungen – so auch zu diesem Jugendclub. Als eines der ersten Projekte des Quartiersmanagements konnte eine Renovierung des Clubs finanziert werden.

Neben diesen arbeitsbedingten Kontakten bestehen zwei weitere Verbindungen Emine zu diesem Jugendclub, die ihren Versuch erklären, meine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken: Als Sozialpädagogin türkischer Herkunft reflektiert sie umfassend die soziale Position der Migranten in Deutschland im allgemeinen und der Jugendlichen insbesondere. Gleichzeitig wohnt sie im Seitenflügel des Hauses, in dem auch der Jugendtreff untergebracht ist und läuft somit Tag für Tag an den beschäftigungslosen Jugendlichen vorbei. In unseren Unterhaltungen zeigte sich, dass ihre Überlegungen zur Situation nicht-deutscher Jugendlicher im Zentrum ihres Nahraumbezuges stehen.<sup>97</sup>

Emine Raum-Wahrnehmung zeichnet sich durch eine doppelte Perspektive aus: einerseits soll sie als »Stadtteilmanagerin« die lokalen sozialen Problemlagen bearbeiten. Andererseits erlebt sie als Bewohnerin täglich den »sozialen Brennpunkt«. Ihre Deutungen als Quartiersmanagerin mischen sich mit den Erlebnissen einer Mieterin. Ihre Reflexionen als Pädagogin verbinden sich mit den Emotionen einer Anwohnerin. Beide Perspektiven sind nicht zu trennen: Sie erfährt die tatsächliche soziale Notlage einer Bevölkerung, deren Situation sie gleichzeitig mit dem Vokabular eines wissenschaftlichen und politischen Diskurses zu deuten vermag. Nach Feierabend durchläuft sie das gesamte »Problem-Gebiet« und spürt, dass die Probleme sie nicht loslassen: Vor ihrer Haustür sieht es eigentlich genauso aus, wie in dem Hof des »Sozialpalastes«, in den sie aus dem Fenster ihres Büros blickt: Dreck und beschäftigungslose Jugendliche sind Leitmotive, mit denen sie die sozialen Probleme des Kiezes in unseren Gesprächen in Bilder zu packen versucht:

<sup>96</sup> Feldnotizen vom 4. Oktober 2000.

<sup>97</sup> Die Zitate entstammen einem längeren Interview, das ich am 30. Oktober 2000 mit Emine führte. Darüber hinaus traf ich Emine zwischen September 2000 und Mai 2001 mehrere Male zu längeren oder kürzeren Unterhaltungen.

Man braucht ja nur auf die Straße zu gehen, dann merkt man, was für Probleme es gibt. Die Jugendlichen hängen auf der Straße rum, die meisten haben, denke ich, keinen Job, Schule abgebrochen, keinen Ausbildungsplatz und den Eltern, denke ich, wird es auch nicht anders gehen. Es konzentrieren sich die Probleme hier und dann siehst du auch am Umfeld, dass die Leute mit ihrer Umwelt sehr unbewusst umgehen, dass sie einfach ihren Müll liegen lassen. [...] Ich habe das Gefühl, ich bin hier in einem anatolischen Dorf. Also wenn ich die Jugendlichen sehe, das macht mich dann schon traurig. Dann denke ich, mein Gott, was soll aus diesen Jugendlichen werden? [...] Ich habe den Eindruck, je mehr die Leute sich unten fühlen, desto mehr gehen sie auch unbewusster mit ihrer Umwelt um. So benehmen sie sich auch und wenn du das draußen siehst, habe ich den Eindruck, den Leuten ist es egal, wie es hier aussieht.

Emine war Anfang 1999 in den Schöneberger Norden gezogen. Davor lebte sie in Neukölln, hatte aber den Wunsch nach Schöneberg zurückzukehren, »da ich auch in Schöneberg groß geworden bin und Schöneberg mein Zuhause ist.« Über ihre Arbeit in einer Mieterberatung ergab sich die Möglichkeit, in diesen Kiez zu ziehen. Ihr Umzug war gewollt. Er war das Ergebnis einer strategischen Wohnortwahl, im Rahmen derer die neue Wohnung als Glücksgriff erschien: Ihr gefiel die geräumige Ein-Zimmer-Wohnung mit Parkett-Boden und Stuck an der Decke, schräg gegenüber wohnt ihre Freundin und zur Arbeit kann sie laufen. Auch ihre Eltern und ihre Geschwister wohnen in der Nähe.

Ihr Optimismus bekam einen ersten Dämpfer, als ihr zwei türkische Jungs aus dem Haus beim Umzug halfen: »Große Schwester, da hast du dir aber eine schöne Gegend ausgesucht«, sagte einer von ihnen. »Heute weiß ich, was er meinte«, kommentiert sie lachend ihre Erinnerung. Ich frage sie, ob sie die Gegend denn nicht kannte, da sie doch aus Schöneberg stammt und ihre Freundin hier lebte. »Also ich wusste, dass es eine problematische Straße ist, aber dass es so schlimm ist, wusste ich nicht.«

Es sind die Verschmutzung und die übermäßige Zusammenballung nicht-deutscher Bevölkerungsgruppen, die sie von ihrem Wohnort entfremden und ihn mit dem harten Begriff des »Ghettos« belegen lassen:

So richtig zu Hause fühle ich mich hier noch nicht. [...] Das liegt an der Gegend. Also zum einen gefällt mir nicht, dass es so ghettomäßig ist, zum anderen die ganzen Probleme, die hier sind und dann auch diese ganze Verschmutzung, wenn man auf die Straße geht, dann sieht man den ganzen Dreck.

*Was verstehst du unter dem Begriff »Ghetto«, dass es hier so ghettomäßig ist?*

Ja, hier sind hauptsächlich türkische, kurdische, arabische Familien, also Mieter ausländischer Herkunft. [...] und ich finde es besser, wenn das gemischt ist, wenn das nicht so eine Konzentration ist.

Die Abwertung ihres eigenen Kiezes funktioniert, indem sie ihn zu anderen Nahräumen in Beziehung setzt. Die »urbane Krise« endet in ihrer Raumwahrnehmung teilweise eine Querstraße weiter, weil sich hier die Zusammensetzung der Bewohner ändert:

Aber Schöneberg Nord ist anders als Schöneberg weiter oben. Ich habe ja gesagt, weiter oben,<sup>98</sup> bin ich aufgewachsen und da ist das Bild ein anderes, also da wohnen auch viele Familien ausländischer Herkunft, aber das ist ein anderes Bild als hier. Da siehst du nicht die Jugendlichen auf der Straße rumhängen oder es sind andere Strukturen. [...] Also da gibt es sicherlich auch Probleme, aber es ist einfach eine andere Atmosphäre, finde ich, als hier.

Mit solchen kleinflächigen Bedeutungszuweisungen an einzelne Schöneberger Nahräume wurde ich während meiner Forschung häufiger konfrontiert. Es scheint die Schöneberger Stadtlandschaft auszumachen, dass unterschiedliche Milieus und soziale Gruppen eng beieinander liegende Nahräume dominieren.

Emine nutzt die verbreiteten Bilder des Diskurses vom urbanen Verfall, um die Krisenhaftigkeit des Schöneberger Nordens zu begründen: der Dreck, die beschäftigungslosen Jugendlichen, die »ghettomäßige« Ballung von Migranten und eine aggressive Atmosphäre prägen in ihrer Erfahrung den Nahraum. Allerdings fügt sie einer solchen Wahrnehmung sozialer Symptome eine Interpretationsebene hinzu: Der Dreck oder die herumlungernenden Jugendlichen beschreiben die marginale Position, die die Bevölkerung des Schöneberger Nordens im sozialen Raum einnimmt. Sie entwickelt eine Sichtweise, die den gesamten Kiez zu einem Symbol werden lässt: Der begrenzbare Nahraum ist ein sinnlich erfahrbarer Wohnort der städtischen »underclass«. Die Abwertung des Schöneberger Nordens erklärt sich aus der Zusammenballung von Menschen, die als Migranten nicht in den politischen Prozess und als Arbeitslose nicht in den Arbeitsmarkt integriert sind. Die Menschen hätten den schlechten Ruf des Viertels verinnerlicht. »Sie bekommen täglich vor Augen geführt, dass sie ganz unten sind.«

Der Schöneberger Norden wird in ihrer Interpretation zu einem sozial definierten Raum, dessen Probleme auf die gesamte Gesellschaft verweisen: er macht auf das Scheitern einer Migrations- und Arbeitsmarktpolitik aufmerksam, die die Entstehung einer Fülle von Exklusions-Biographien hinnimmt.

Den Jugendlichen kommt innerhalb ihrer Raum-Interpretation eine Schlüsselrolle zu: Sie erscheinen ihr als Symbol für den ungeklärten sozialen Ort der in Deutschland ge-

<sup>98</sup> In Richtung Süden aus dem »Problemquartier« heraus.

borenen Migranten-Kinder. Laut Emine sind sie in beiden Kulturen nicht zu Hause und sprechen beide Sprachen nur mangelhaft. Die fehlende Bildung und eine ablehnende Haltung vieler Arbeitgeber begründen ihre geringen Chancen auf dem Arbeitsmarkt: Viele scheitern am Hauptschulabschluss. Eine Lehrstelle ist ein kaum erreichbarer Wunschtraum. Ein Chef stellt »Ausländer« nicht gerne ein, erzählt Emine, »in deren Köpfen bedeuten Ausländer Probleme.« Die Jugendlichen erfahren, dass Ausbildungsplätze nach einer selektierenden Hierarchie vergeben werden: erst kommen die Deutschen, dann die EU-Ausländer und als letztes, falls noch was übrig bleibt, die Türken. Sie berichtet von Jugendlichen, die sich wirklich um einen Ausbildungsplatz bemüht hatten, aber nur Ablehnungen bekamen und nicht verstanden warum. Die Ohnmacht angesichts solcher Ausgrenzungserfahrungen bildet den Hintergrund der jugendlichen Aggressivität, über die sich die deutschen Bewohner des Viertels so häufig beschweren.

Emine ist einen anderen Weg gegangen als diese Jugendlichen. Sie durchlief mit Erfolg das deutsche Bildungssystem: Sie schloss die Schule mit dem Abitur ab und hat ihr Studium fast beendet. Sie benutzt Deutsch und Türkisch korrekt in Wort und Schrift und konnte dadurch ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern. Sie hatte einige Jahre in einer Mieterberatung des Viertels gearbeitet und veranstaltet verschiedene pädagogisch ausgerichtete Seminare, die auf die »türkischsprachige community« abzielen. Ihre Erfahrungen in der Mieterberatung ebneten ihr den Weg in das Büro des Quartiersmanagements. Seit Sommer 1999 kümmert sie sich hier in erster Linie um die türkischsprachige Bevölkerung des Schöneberger Nordens. Ihr Arbeitsbereich umfasst Übersetzungen und vielfältige Beratungen der Bewohner. Gleichzeitig soll sie die Information der türkischsprachigen Bewohner über die Aktivitäten des Quartiersmanagements sicherstellen. Im Idealfall gelingt es ihr, Migranten zur Beteiligung an den Planungen und Diskussionen, die die Projektdurchführung begleiten, zu aktivieren. Es sei schwer, Menschen für die »gemeinnützige Arbeit« zu gewinnen, die so damit beschäftigt seien, »ihr eigenes Leben auf die Reihe zu bekommen. Da soll sich der drum kümmern, der zuständig ist«, würden sich die Leute denken. Allerdings spürt sie in den Reaktionen der Bewohner auf ihre Arbeit keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Migranten und den Deutschen im Viertel.

Ihre Haltung zu dem Viertel schwankt zwischen Zufriedenheit über beobachtbare Fortschritte und Resignation angesichts der sozialen Problemlagen, die sich hier ballen. Die resignativen Anteile erklären sich aus dem Bewusstsein, dass die Möglichkeit, diese Probleme von einem lokalen Ansatz her zu lösen, begrenzt sind. Sie erkennt die weitreichende Verankerung der Problemlagen, denen man hier auf der Straße begegnet, in der Gesellschaft.

Innerhalb dieses Rahmens formuliert Emine ihre Erfahrungen mit dem Nahraum »Sozialpalast« und dem gesamten Schöneberger Norden. Ihre Sicht auf den »Sozialpalast« unterscheidet sich von den Raumbezügen der Mitglieder des Mieterbeirates. Emine ist durch ihren Arbeitsplatz eine regelmäßige Nutzerin des Gebäudes ohne es

zu bewohnen. Ihre Raumwahrnehmung zeichnet sich durch den Wechsel zwischen der Fremdperspektive einer Besucherin und der Binnenperspektive einer Raumnutzerin aus. Ihr Raumbild hat sich durch die alltäglichen Kontakte zu dem Gebäude und seinen Bewohnern allmählich von den medialen Raum-Mythen entfernt. Ihre Erzählungen sind auch deshalb interessant, weil sich in ihnen die pädagogisierende Perspektive zeigt, mit der sich die Quartiersmanager häufig den Bewohnern des »Sozialpalastes« nähern: Die Stadtteilarbeit professioneller »Stadtmanager« produziert Verhaltenserwartungen an die Bewohner.

Ihre ersten Erfahrungen werfen die Frage auf, ob die Realität nicht vielleicht manchmal dem Mythos folgt. Sie erzählt von einer ihrer ersten Überquerungen des Hofes:

Am ersten oder zweiten Tag war das. Da kam mir so eine Tomate entgegen geflogen und ich dachte, »um Gottes Willen, was ist das denn hier«. [...] also da habe ich auch gedacht, hier möchte ich nicht unbedingt wohnen, weil das hat auf mich von der Atmosphäre her so bedrückend gewirkt. Und dann auch der ganze Schmutz und der ganze Dreck und die Aufzüge.

Die in den Zeitungen häufig erwähnten Kakerlaken, die das Haus bevölkerten, wurden zu dem ersten großen Thema ihrer Arbeit. Ihre Erzählungen geben dabei einen guten Einblick in die sich langsam entwickelnde Zusammenarbeit zwischen den neu engagierten Stadtteilmanagern und den Bewohnern des »Sozialpalastes«. Einerseits gelingt es, im Zusammenwirken von Mietern, Quartiersmanagern und Hausverwaltung einem Problem Herr zu werden, das die Lebensqualität im »Sozialpalast« seit vielen Jahren minderte. Andererseits zeigt sich, dass die Bewohner oft mit Erwartungen in die gemeinsamen Treffen kommen, die sich von den Hoffnungen der Manager unterscheiden:

Die Frauen haben ja auch Kinder und die hatten natürlich Angst, dass, wenn ihre Kinder schlafen, dass dann die Kakerlaken kommen und die Kinder sich erschrecken. [...] Das hat sie so beschäftigt und als dieses Frauencafé dann gegründet worden ist, dann waren die eigentlich gar nicht interessiert, was wir zu erzählen haben, sondern erstmal ging es echt nur darum, ihre Sachen loszuwerden, was alles nicht stimmt. Und das und das und Kakerlaken und dann haben sie erstmal alles abgeladen bei uns, was im Haus nicht stimmt.

Die Kakerlaken stehen aber auch für einen ersten Erfolg, der aus dem neuen Zusammenspiel von Quartiersmanagern und Bewohnern erwuchs:

Dann war auch das ganz große Thema Kakerlaken und das haben zum Beispiel die Frauen bewegt. Daraufhin hat dann Renate<sup>99</sup> einen Brief an die Hausverwaltung geschrieben und dadurch kam das so ins Rollen. [...] Das wurde dann auch im Mieterbeirat besprochen und einige von den Frauen sind dann auch zum Mieterbeirat gekommen und nehmen seitdem regelmäßig an den Mieterbeirats-Sitzungen teil. [...] Das Problem mit den Kakerlaken ist inzwischen fast gelöst. Die Hausverwaltung hat dann reagiert und ein Schädlingsbekämpfer ist gekommen. Am Anfang hat es von Kakerlaken gewimmelt, da im Hochhaus und inzwischen ist das schon durch den Mut der Frauen und durch die Aktivitäten der Frauen, durch das Engagement ist das jetzt fast gelöst, dieses Problem.

Neben der inhaltlichen Ausrichtung einzelner Projekte und Initiativen verfolgen die Stadtteilmanager das längerfristige Ziel, lokale Netzwerke und Gemeinschaften ins Leben zu rufen, die nach einer Anlaufzeit auch ohne die Unterstützung durch die Manager funktionieren sollen. Einer von Emines Arbeitsbereichen besteht in der Betreuung des türkischsprachigen Frauencafés, das durch die Quartiersmanager initiiert wurde. In ihren Erzählungen zeigt sich, wie die Grundidee des Quartiersmanagements, lokale Gemeinschaft und Identität zu erschaffen, in soziale Praktiken übersetzt wird:

Da haben wir dann auch Mütter kennen gelernt und sind ins Gespräch gekommen und dann habe ich mich auch vorgestellt, dass ich die neue Mitarbeiterin bin. Dann kam eben auch die Idee zu diesem Frauencafé und die Hausverwaltung hat diese Wohnung zur Verfügung gestellt. [...] Wir haben dann dieses Frauencafé ins Leben gerufen und dann habe ich auch mit Renate zusammen die Frauen eingeladen.

Die Quartiersmanager hoffen, dass sich aus solchen Vergemeinschaftungskernen verzweigtere Netzwerke entwickeln lassen und sie auf breiterer Basis Zugang zu den Bewohnern des »Sozialpalastes« finden, »dass man so über die Frauen versucht auch eben an die anderen, an die Bewohner heranzukommen, weil ich denke, das ist eine gute Möglichkeit über die Mütter auch an die Ehemänner heranzukommen, Frauen sind ja auch von sich aus kontaktfreudig. An die Männer kommt man irgendwie schwieriger ran als an die Frauen.«

Ein anderer Vergemeinschaftungskern besteht in dem Mieterbeirat des »Sozialpalastes«, der von den Quartiersmanagern personell unterstützt und zum Teil auch inhaltlich gesteuert wird. Den Mieterbeirat betrachtet Emine als einen Erfolg ihrer Arbeit. In ihm erkennt sie nicht nur einen Kreis von Menschen, die bereit sind, Verantwortung für den lokalen Raum zu übernehmen und somit die Konzepte der Quartiersmanager mit

<sup>99</sup> Eine Quartiersmanagerin.

Leben erfüllen. Darüber hinaus sieht sie hier einen zukunftsweisenden Kommunikationsraum, in dem sich Repräsentanten der sozial und kulturell sehr unterschiedlichen Bewohner-Gruppen des Gebäude-Komplexes näher kommen. Die Überwindung der Sprachlosigkeit im lokalen Raum wird zum eigentlichen Erfolg:

Aber was ich zum Beispiel im Mieterbeirat gemerkt habe. Die reden miteinander und das finde ich gut. Am Anfang waren viel mehr Vorbehalte, da hat es auch ganz schön gefetzt. Es fetzt immer noch, aber, es ist ja auch gut so, dass sich die Leute auseinandersetzen, aber es passiert auch eine ganze Menge. Die Mieter kommen miteinander ins Gespräch, inzwischen shakern sie schon miteinander und das finde ich eine ganz tolle Entwicklung. [...] Und weil eben auch sehr viele Vorbehalte waren, [...] in dem Mieterbeirat da war früher auch so komische Stimmung und da kamen auch schon mal rassistische Sprüche.

*Von welcher Seite her?*

Von deutscher Seite, dass dann auch so komische Sprüche kamen und dann dachte ich, oh Gott, was ist jetzt los, aber [...] Es ist jetzt auch eher so die Atmosphäre hat sich aufgelockert. Es kommen immer noch manchmal so Sachen, aber es hat sich auch aufgelockert. Also sie lachen auch zusammen und shakern schon zusammen und so was und natürlich gibt's auch die Probleme. [...] Ich finde viel schlimmer, sie verschweigen alles und dann merkst du, hu, da ist was, da kocht es.

Neben diesen sozialen Prozessen, die sich innerhalb des »Sozialpalastes« abspielen, kommt wieder die Macht der Fremdbilder zur Sprache. Die negativen Bilder bleiben zur Beschreibung des Ortes im Umlauf. Viele Medienberichte oder die Raumbilder, die Passanten oder Anwohner von dem Haus entwerfen, bleiben von den inneren Veränderungen im Haus häufig unberührt. Emine berichtet, dass sich die negativen Images teilweise in Scham-Gefühle der Bewohner wegen ihres Wohnortes übersetzen. Der Kampf gegen die diskriminierenden Raumbilder wird zu einem zentralen Arbeitsfeld der Quartiersmanager, so dass im Zusammenwirken mit dem Mieterbeirat und der Hausverwaltung ein Umbenennungs-Wettbewerb initiiert wurde, der zu einem neuen Namen des »Sozialpalastes« führen sollte:

Auch in den Medien und so, wird's immer noch als »Sozialpalast« beschrieben, aber eigentlich die Mieter, die dort sind, die fühlen sich dadurch diskriminiert, also die wollen das nicht mehr. [...] Die Mieter haben auch erzählt, dass sobald die Leute »Sozialpalast« hören, dann machen sie gleich so und mm, also haben die einen schlechten Eindruck davon, weil da ist ja auch sehr viel passiert. Da hat sich früher die Drogen-Szene rumgetrieben und alles und da ist sehr viel passiert und dadurch ist der »Sozialpalast«

auch in Verruf gekommen und die Leute haben dann auch von den Leuten, die dort wohnen einen schlechten Eindruck. Deswegen bemühen sich die Mieter darum, dass das sich ändert, dass die Leute auch ein besseres Bild davon bekommen. Auch wenn man sich so die Fernseh-Berichte anguckt oder Zeitungs-Berichte, es ist oft sehr negativ, finde ich. Da wird dann immer wieder mit denselben Klischees gearbeitet. Ich habe einen Fernseh-Bericht gesehen, das war ein paar Monate her, da dachte ich auch, also es ist sehr negativ dargestellt worden, kaum auf die Sachen eingegangen, die sich auch verbessert haben. [...] Da hat man den Eindruck haben können, dass da viel Kriminalität ist, und dass da jeden Tag Streit und was weiß ich nicht alles ist. Sicherlich es gibt eine ganze Menge Problem, ich meine, der Sozialpalast ist multikulturell und es gibt auch sehr viele Probleme unter den einzelnen Nationalitäten, aber es ist jetzt nicht so, dass da Mord und Totschlag ist, also es sind auch sehr viele positive Ansätze da.

Emines Erfahrungen zeigen, dass sich die Aktivitäten und Erfolge der letzten Jahre in sehr unterschiedlicher Weise auf die Raumbezüge der Bewohner auswirken können. Das Engagement der Stadtteilmanager führt nicht automatisch zu einer kollektiven Zufriedenheit mit dem Nahraum. Der Kiez bleibt ein Ort, der durch negative Images und die Häufung sozialer Problemlagen geprägt ist. Das Zusammenwirken dieser Faktoren führt bei einigen Bewohnern nach wie vor zu Wegzugstendenzen. Sie erzählt von zwei Gruppen, die die Entwicklung der letzten Jahre unterschiedlich einschätzen:

Einige Mieter die sehen auch, es verändert sich was, es verbessert sich was, dass sogar Mieter überlegen, die weggezogen waren, wieder zurückzuziehen. Ich habe auch Mieter erlebt, die wieder zurückgezogen sind.

Sie hört aber auch gegenteilige Stimmen:

Ich habe auch schon viele Mieter gehört, die gesagt haben, ich will hier weg. Das will ich meinen Kindern nicht mehr zumuten. [...] Also von deutscher Seite habe ich das gehört, und dass die Kinder sich bedroht fühlen und sich nicht mehr wohl fühlen. [...], dass sie gesagt haben, unsere Kinder haben hier keine Zukunft und hier ändert sich nichts und wir wollen hier weg. Es gibt einige, die sagen, es hat sich schon was verändert, es ist schon zum Positiven und einige sagen, es ist schlimmer geworden.

Auch Emine zieht einen Wegzug aus dem »Problem-Gebiet« in Erwägung:

Hätte ich jetzt nicht so viel gemacht hier in der Wohnung, mich jetzt nicht eingerichtet, dann würde ich mir das noch überlegen. Aber wenn das so

weiter geht, das ist für mich dann so eine Übergangswohnung, also dann weiß ich nicht, ob ich hier lange bleibe.

Emine sieht sich dem Paradox ausgesetzt, dass sie sich auf ihrer Arbeit um Probleme im »Sozialpalast« kümmert, die sich vor ihrer Haustür ebenso abspielen. Zwar gehört ihre Straße zu dem Gebiet des Quartiersmanagements. Zur Zeit unserer Gespräche stand aber – entsprechend der Medien-Berichterstattung und der Wahrnehmung des Stadtteils durch die Politik – der »Sozialpalast« im Zentrum der Arbeit der Quartiersmanager. Später fanden mehrer Treffen statt, auf der die lokalen Probleme ihrer Nachbarschaft angesprochen wurden. In unseren Gesprächen brachte sie zum Ausdruck, dass sie für ihre Nachbarschaft nicht das Engagement erbringen kann, das sie sich von den Bewohnern des »Sozialpalastes« für ihr Zuhause erhofft:

Also ich hab da auch nicht so die Zeit und die Lust, dass ich noch im Privaten, hier irgendwie mich um die ganzen Probleme der Straße kümmere. Natürlich fällt mir das auf, weil ich auch berufsmäßig damit arbeite, aber ich habe keine Lust, da noch so viel Zeit und Kraft und Energie zu investieren. Ich kann auch nicht die ganzen Probleme hier lösen. Das ist einfach zu verworren und zu kompliziert.

## Lukas oder die Verteidigung gegen die ethnische Übermacht

Ich lernte Lukas auf einem Treffen des Präventionsrates kennen.<sup>100</sup> An diesem Abend kreiste die Diskussion um das Problem jugendlicher Gewalt im Schöneberger Norden. Es meldeten sich verschiedene Bürger zu Wort, die ihre Erfahrungen mitteilten. Meist erzählten Mütter von den Erlebnissen ihrer Kinder, die Opfer von Gewalt wurden. Es wurden Straßen und Plätze genannt, die die Kinder meiden, weil sie sich sonst der Aggression der sich hier treffenden Gruppen junger Männer aussetzen würden. Der aufwendig neu gestaltete Spielplatz in der Alvenslebenstraße wurde mehrfach als ein solcher Ort benannt. Eine Gruppe von arabischen Jungs hätte sich hier festgesetzt und würde für sich exklusive Nutzungsrechte in Anspruch nehmen. Viele Besucher signalisierten Zustimmung. Ich bekam den Eindruck, dass die Gewalterfahrung zum Großwerden in unserem Kiez dazu gehört. Eine Frau meldete sich und sagte, es täte ihr Leid das zu sagen, aber es sei ein Problem zwischen den Nationalitäten: ausländische Jugendliche seien die Täter, deutsche Jugendliche hingegen die Opfer. Die meisten Teilnehmer der Diskussion stimmten ihr zu.

<sup>100</sup> Feldnotizen vom 13. September 2000.

Ein Mann Mitte Dreißig meldete sich: Er wohnt im östlichen Teil des Schöneberger Nordens. Er habe Angst in seine Straße zu gehen. Er rufe manchmal die Polizei an, wenn er »Stress hat mit den Gören«. Die Polizei käme immer zuerst zu der Person, die sie gerufen hat und würde sie somit vor den »Tätern« bloßstellen. Man habe das Problem, dass man »die Gören über Kraftsport ruhig zu stellen versucht«, sie dadurch aber stärker werden als die Erwachsenen.

Als er den Raum verlassen wollte, lief ich ihm hinterher, stellte mich vor und fragte ihn, ob wir uns über seine Wahrnehmung des Viertels unterhalten könnten. Er war dazu bereit und gab mir seine Telefonnummer. Er wohnt im gleichen Haus wie Emine. Emine hatte ihm von dem Präventionsrat erzählt, nachdem er sich mit ihr über seine Probleme im Kiez unterhalten hatte. Lukas befindet sich in einer dauerhaften Auseinandersetzung mit den Besuchern des Jugendclubs, deren schwierige soziale Position mir Emine erläutert hatte.

Als ich ihn zwei Tage später anrief, reagierte er spürbar zurückhaltender. Er ließ mich wissen, dass er nur unter einer Bedingung bereit sei, sich mit mir zu unterhalten. Er wolle nicht in einer Arbeit auftauchen, die gegen deutsche Kultur schreibe und Ausländer als Opfer betrachte. Hier im Viertel sei die Minderheit die Mehrheit und er sehe sich einer Diskriminierung ausgesetzt. Er setzte an zu einem weltanschaulichen Rundumschlag und erläuterte, dass es den Deutschen an einem gesunden Nationalbewusstsein fehle, um all das, was deutsche Kultur in einer christlichen Tradition ausmache, zu verteidigen. Die Deutschen würden als Reaktion auf die Nazi-Diktatur immer selbstkritisch argumentieren, so habe er auch das Treffen des Präventionsrates empfunden. Er redete von einer Vision, die er habe. Die Deutschen müssten raus aus dieser Selbstanklage und sich selbstbewusster zu ihrer Nationalität und ihrer Kultur bekennen, sonst würden »die Braunen« wieder stärker werden, eine Option, die er negativ findet.

Ich stand in der Telefonzelle und war sprachlos. Ich fand nicht sofort die passende Reaktion. Spontan wollte ich das Interview absagen und den Hörer auflegen. Dann stieg die Überzeugung in mir hoch, dass das interessant werden könnte. Gerade aus einer solchen ungewöhnlichen Positionierung lassen sich vielleicht neue Erkenntnisse über mein Feld gewinnen. Wir verabredeten uns für ein paar Tage später in einem Café in unserem Kiez.

Lukas erwies sich als ein brüchiger und herausfordernder Gesprächspartner. Er erzwang von mir eine Grundsatz-Entscheidung als Ethnologe: Soll oder muss ich an einem bestimmten Punkt eine Grenze ziehen zwischen Aussagen, die ich als sinnvoll und brauchbar betrachte und anderen, die ich verwerfe? Ich beobachtete, dass ich spontan dazu neigte, gewisse Aussagen als absurd, unwahr oder unwichtig zu betrachten und ich dadurch Gefahr lief, der eigentlichen ethnologischen Herausforderung aus dem Weg zu gehen: sich auf befremdliche Positionen einzulassen und auch hinter diesen, die sie steuernde innere Logik zu erkennen. Daher traf ich die Entscheidung, zumindest während der Forschungsphase, keine Positionierung a priori zu verwerfen.

Allerdings ist eine solche Entscheidung theoretisch schnell getroffen – die praktische Umsetzung bleibt schwierig und eine dauerhafte Herausforderung. Dies gilt gerade auch deshalb, da ich als Bewohner des von mir erforschten Viertels viele eigene Erfahrungen mit in meine Interviews brachte, die auch unabhängig von meinem Forschungsinteresse als Ethnologe Bestand hatten. Eine Distanzierung von meinen eigenen Positionen fiel mir schwer und gelang nur als ein bewusster intellektueller Akt. Insbesondere wenn ich mit der Auffassung einiger meiner Gesprächspartner konfrontiert wurde, bei nicht-deutschen Jugendlichen ein höheres Gewaltpotential zu vermuten und parallel dazu, die Deutschen im Viertel zu veropfern, fiel es mir schwer, eine distanzierte Position beizubehalten. Ich spürte den Drang, als ein Bewohner, der den Kiez nie als bedrohlich erlebt hatte, Stellung zu beziehen oder die Aussagen meiner Gesprächspartner durch die Konfrontation mit »objektiven« Kriminalitätsstatistiken zu relativieren. Meist bemühte ich mich, diesem Drang während der Gespräche nicht nachzugeben, um meine Interviewpartner nicht davon abzuhalten, eventuell kontroverse Positionen auszusprechen. Zeigte sich in einem Interview, dass das Nahraumbild meines Gesprächspartners stark durch die Sorge vor »ethnischer Gewalt« geprägt war, so bemühte ich mich im Anschluss, meinen Kiez neu zu erleben. Ich versuchte, die Spannungen, von denen mir berichtet wurde, selber wahrzunehmen und lernte dadurch meinen Kiez mit anderen Augen kennen. Ich war bestrebt, jede Position ernst zu nehmen und mich ihr mittels einer bewussten Distanzierung von meinen eigenen Wahrnehmungen als Bewohner anzunähern. Erst hierdurch gelang es mir, auch befremdlichen Positionen wirkliche Beachtung zu schenken und als Basis für die Vielstimmigkeit zu betrachten, die »mein Feld« auszeichnet.

Gleichzeitig versuchte ich nach solchen Gesprächen im Kontakt mit Polizisten, Sozialarbeitern und Politikern ein Hintergrundwissen zu sammeln, das es mir erlaubte, die Probleme und Ängste meiner Gesprächspartner – beispielsweise vor Gewalt – rückzubinden und in einen breiteren Rahmen zu setzen. Ich stellte fest, dass Polizisten häufig sehr viel differenzierter und reflektierter argumentierten als viele Anwohner. So betonte ein Polizist, dass es in einem Viertel mit einem »Ausländeranteil« von über vierzig Prozent nicht verwunderlich sei, wenn Ausländer auch mal straffällig würden. Ein anderer bestätigte mir, dass sich der Schöneberger Norden aus der Perspektive der Polizei nicht als wesentlich krimineller darstelle als vergleichbare Innenstadtbezirke.

Ich versuchte jedoch auch hinter den teilweise befremdlichen Äußerungen von Lukas die Bedeutungen zu erkennen, die er mit dem Nahraum verbindet. Deutlicher als in jedem anderen Gespräch erfuhr ich, dass jeder Bewohner eines Nahraums in seiner »eigenen Welt« lebt: Erlebnisse und Beobachtungen im lokalen Raum können zu Interpretationen und Bedeutungszuweisungen führen, die in ihrem jeweiligen Ausmaß einmalig sein können.

Lukas war 1983 als Siebzehnjähriger aus einem badischen Dorf nach Berlin gezogen. Hier lebte er zuerst in Kreuzberg, dann in Wilmersdorf und zuletzt in Steglitz. Schöneberg hatte er »übersprungen«, obwohl er ein positives Bild von Schöneberg hatte.

Schöneberg zog ihn als »schwules Eldorado« an.<sup>101</sup> Seit den achtziger Jahren engagierte sich Lukas in »schwulen und feministischen Emanzipationsbewegungen« für Bürgerrechte und Freiräume für alternative Lebensformen. Schöneberg galt ihm als ein Ort, wo vieles von dem verwirklicht war, was er sich erwünschte. »Hier war möglich, was in Steglitz nicht möglich war.« Ein »multikulturelles« Sozialgefüge, worunter er aber nicht nur ethnische Vielfalt verstand, sondern die Entfaltung von schwulen und alternativen Lebensstilen.

Schöneberg blieb das Traumziel seiner innerstädtischen Umzugsbewegungen, so dass er es als Glücksfall empfand, als ihm hier eine Wohnung angeboten wurde. Ihm gefiel das renovierte Haus, die gesamte Anlage und die Wohnung, deren Zentrum ein geräumiges Zimmer mit Stuck und abgezogenen Dielen bildete: »Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, ausgerechnet in Schöneberg, wo ich immer hin wollte, habe ich ein Gefühl von Berlin, weil diese Zimmer, die stehen für mich für Berlin, ein Stück weit.«

Lukas Raumbezug gründet auf der Geschichte einer enttäuschten Erwartung. Heute denkt er über einen Umzug nach – nicht nur aus Schöneberg, sondern aus Berlin insgesamt.

Im nachhinein erinnert er sich an Warnungen:

Ich weiß definitiv, dass die Vermieterin von meiner Gesellschaft zu mir gesagt hat, »gucken Sie sich bitte das Haus an, gucken Sie auch die Umgebung an, es ist in überwiegend türkisch-kurdischer Hand. Können Sie sich das überhaupt vorstellen? Da gibt es oft Probleme und so.«

Sie gab ihm zu verstehen, »dass hier die Interessenskonflikte vorrangig sind oder dass es auch türkische Jugendgangs gibt und so weiter«. Das Bild des ethnisch dominierten Kiezes hatte ihn damals nicht abgeschreckt:

Als ich da angekommen bin, habe ich schon gesehen, dass da fürchterlich viele türkische Jugendliche auf der Straße abhängen. Vielleicht habe ich auch registriert, dass alles mit Müll übersät ist da, und alles ein bisschen, zumindest was die Straße betrifft, im desolaten Zustand ist. Aber es hat mich emotional nicht- also vielleicht habe ich es unbewusst wahrgenommen, aber es hat mich nicht davon abgehalten.

Sein über Jahre entwickeltes positives Raumbild zerfiel stückchenweise durch negative Alltagserfahrungen. Ihn störte die gesamte Atmosphäre im Haus, »dass man sich nicht anguckt und hallo sagt« und er ärgerte sich über die jugendlichen Besucher des Jugendclubs, die auf dem Hof oder vor der Tür rumlungerten und »die nicht aus dem Weg

<sup>101</sup> Die Zitate entstammen meinem Interview mit Lukas vom 25. September 2000.

gegangen sind, wenn ich in meine Tür rein wollte also den Weg versperrt haben, um ihre Grenzen auszutesten oder warum auch immer«.

Die Spannungen eskalierten in einer Auseinandersetzung vor der Haustür: Lukas stand an seinem Briefkasten, als er bemerkte, dass sich eine Gruppe von Jugendlichen an der Haustür zu schaffen machte. Einer der Jugendlichen traktierte das Tor mit Karate-Tritten bis das Tor zerborsten war. Lukas ging zur Tür und wies den Jungen zurecht, »dann habe ich gesagt, ob er noch ganz richtig in der Birne wäre, er könnte doch nicht einfach das Tor kaputtschlagen, woraufhin er völlig ausgerastet ist und mir Schläge angedroht hat und- [Pause] genau auch mit der Sprache, die mir völlig fremd war bis zu dem Zeitpunkt, was weiß ich, ›Alter, ich fick deine Mutter und ich hau dir in die Fresse« [stockend] und also [Pause] diese völlig primitive Sprache, die ich bis zu dem Zeitpunkt gar nicht so kannte oder mit der ich gar nicht wusste umzugehen und also es hat mich total schockiert.« Aus Lukas Erzählungen klingt durch, dass der Junge sich durch eine von ihm nicht respektierte Autorität gemäßregelt fühlte. Er fragte Lukas: »Wer bist du überhaupt und wieso glaubst du, dass du hier was sagen kannst?«

Lukas reagierte mit Wut und Angst auf diesen Konflikt und fand keine Möglichkeit, den Konflikt in dem lokalen Rahmen aufzulösen, in dem er entstanden war. Nach einigen Tagen schrieb er einen offenen Brief, »an die [Wohnungsbau-] Gesellschaft, an den Mieterverein, an den Polizeipräsidenten [lacht], an die Senatsverwaltung, an die Bezirksverwaltung«, in dem er den Tathergang schilderte und seine Hilflosigkeit thematisierte:

Weil ich das Gefühl habe, dass ich als deutscher Mann mich gar nirgends hinwenden kann. Also an welche Stelle soll ich mich wenden, um meine Emotionen kundzutun. Ich wusste erst einmal gar nichts außer Bekannntenkreis, also keine Organisation oder keine Stelle, um das verarbeiten zu können.

Seine Hilflosigkeit und seine Ohnmacht angesichts der Bedrohung aus dem lokalen Raum werden zu einem Leitmotiv unseres Gesprächs und stellen wohl den Hauptgrund dafür dar, warum ein unangenehmes Erlebnis diese massiven Auswirkungen auf sein Selbstbild und auf seine Raumwahrnehmung hatte. Seine Kommentare zu dem »offenen Brief« sind ein erstes Anzeichen, dass Lukas um seine Identität kämpft:

Die Erfahrung mache ich oft in dieser Stadt und in diesem Staat, dass ich gar nicht weiß, wo ich mich hinwenden kann, weil für mich überhaupt keine Lobby, ich weiß gar nicht wie ich das ausdrücken soll, für mich kein Sprachrohr besteht.

Entsprechend überraschte es ihn, als sich zwei Mitglieder der Schöneberger Bezirksverordnetenversammlung bei ihm meldeten und ihn nicht »in eine ausländerfeindliche Ecke drängten«, wie er es erwartete: »Da war ich echt überrascht, dass ich als Deut-

scher sozusagen Zuspruch kriege, dass eben so ein Verhalten gegen einen Menschen nicht toleriert und akzeptiert werden kann.«

Lukas beschreibt seine innerliche Entwicklung, die er parallel durchlebte:

Auch in meiner eigenen Position als Pädagoge immer versuchend zu ergründen, wo es herkommt oder so und dann aber gleichzeitig auch die unsägliche Ohnmacht und die Wut in mir spüren, dass ich keinen Bock mehr habe zu entschuldigen, dass ich keinen Bock mehr habe Sozialisationsmuster dafür verantwortlich zu machen, sondern dass ich verdammt noch mal als erwachsener Mensch ein gewisses Maß an Respekt gezollt haben möchte, egal wo sie herkommen, egal wie sie sind, egal wer glaubt sich das erlauben zu dürfen. [...] und wo ich jetzt sozusagen in dem Jahr, in den anderthalb Jahren, wo ich da wohne, ich immer stärker feststelle, dass ich keine Lust mehr habe zu entschuldigen, keine Lust mehr habe zu recherchieren, wo die Ursprünge liegen, sondern schlicht und einfach danach trachte, so was darf nicht vorkommen und das muss mit allen Mitteln unterbunden werden.

Lukas nimmt seinen Nahraum über ein Gegenbild wahr: Der Kiez wurde von einer türkischen Gemeinschaft besetzt, die »Seilschaften« bildet und den Deutschen ihren »Zusammenhalt« voraushat. Entsprechend stehen die Deutschen als isolierte Einzelwesen einer homogenen, in sich geschlossenen ethnischen Gemeinschaft gegenüber, die sich in ihrem »unhinterfragten Verhältnis« zu ihrer Kultur und ihrer Nation von den Deutschen unterscheidet. Diese Gruppe begegnet ihm in seinem Haus mit Missachtung: »Ich spüre sehr oft Hass gegen mich.« »So was wie freundliche Begegnung ist in dieser Ecke nicht angesagt«, sagt er resigniert:

Tatsache ist, die Gören gehen rotzefrech an einem vorbei mit hoch erhobener Nase, schneidend, also absichtlich unangenehm schneidend oder den Weg durchkreuzend oder wie auch immer. Naja und die Alten, [Pause] die senken den Kopf oder gucken zur Seite oder gucken ins Nirvana, also die wollen keinen Kontakt.

Ausgehend von dieser lokalen Gegenwart projiziert er die zukünftige Dominanz dieser Gruppe in der gesamten Republik:

Also ich sag immer ganz salopp [...], obwohl ich das nicht empirisch erheben kann, durch diese Wurfgeschwindigkeit, die viele Ausländer in diesem Land an den Tag legen [...] sehe ich die Gefahr, dass einfach die Mengenverhältnisse sich in den nächsten Jahren verändern werden.

Die »Vergrößerung« dieser Migrantengruppe und ihr unhinterfragtes Verhältnis zu Kultur und Religion erlebt er als Bedrohung seiner Persönlichkeitsrechte, die er auf eine sehr eigene Weise an »deutsche Kultur« bindet:

Mein Grundkonstrukt sieht so aus, dass ich in erster Hinsicht deutsche Kultur, deutsche Entwicklung im Sinne von Emanzipationsprozessen, im Sinne von Mann und Männlichkeitsbildern, Frau und Weiblichkeitsbildern, Rollenverteilung, Schwulenemanzipation und all das was in den letzten Dekaden sozusagen in Deutschland entwickelt wurde, dass ich das für erhaltenswert erachte. [...], die ich für mich auch im Sinne von Sozialisationsprozessen für fortschrittlich halte und ich möchte an denen nicht diskutieren. [...] Ich möchte nicht das alles in eine Wagschale werfen und mit neuen Einflüssen und neuen Kulturen und sozusagen mit moslemischen Ansichten neu vermischen.

Er erlebt seinen Nahraum als Kampfzone eines Wertekonfliktes, den er als Kulturkonflikt interpretiert. Mit der körperlichen Bedrohung einher geht die »kulturelle«, dass »alles was mein Selbstvertrauen ausmacht, das worauf ich stolz bin, keine Berechtigung mehr hat«.

Als Deutscher muss man sich unterordnen oder den Raum verlassen. Lukas grenzt sich von diesen Umgangsstrategien ab:

Ich finde das total krank, dass ich ganz oft beobachte, dass Menschen, also alleingehende Menschen nichttürkischer Herkunft mit eingezogenem Genick und gesenktem Blick diese Bannmeile durchschreiten, weil sie irgendwie intuitiv spüren, dass da eine aufgeheizte Atmosphäre ist und sich dieser nicht stellen wollen.

Durch seine Erzählungen von einem zweiten Konflikt bekomme ich einen Eindruck von den tieferen Ebenen seiner Persönlichkeit, die er durch die Auseinandersetzung mit der türkischen Gemeinschaft bedroht sieht:

Also es gab ein Riesen-Bimbamborium im Innenhof. Ich bin aufgewacht, ich hatte mich nachmittags eine Stunde hingelegt und bin aufgewacht, weil so ein Donner im Innenhof war, habe das Fenster aufgemacht und war erstmal ziemlich verblüfft, was da vor sich ging, weil die ganzen Türken haben sich, wie soll man das sagen, zusammengerottet, aus dem Vorderhaus und haben ihre Läufer und Brücken und Teppiche da in den Innenhof geworfen und die ganzen verummten Frauen haben sich mit Schrubber und Besen und Werkzeug bewaffnet und dann wurde ein Schlauch aus der ersten Etage im Vorderhaus herausgelassen und ja dann hat sich diese Putzkolonne ans Werk gemacht und haben ihre Knüpfteppiche da bearbeitet,

da im Innenhof [lacht]. Und wie gesagt, mit Spülmitteln und Waschmitteln und was weiß ich allen da gestanden, einen Riesen-Zauber verursacht. Also bei mir war das eine Mischung aus Unverständnis und Neugierde, und weil ich dachte, ob wohl die Teppiche da nicht drunter leiden, wenn die mit Spülmittel und Schrubber bearbeitet werden und stand da, wie gesagt eine Mischung aus Nichtverstehen und Neugierde. Da hat sich zugetragen, dass aus dem Küchenfenster im Vorderhaus, was zum Hinterhof zeigt, in der zweiten Etage das Fenster aufging und ein etwa sechzehnjähriger Junge, junger Mann herausschrie: »was guckst du da oben. Geh weg vom Fenster.« Und dann habe ich erstmal nicht reagiert, weil ich dachte, ich werd ja wohl noch aus meinem eigenen Fenster gucken dürfen und dann hat er noch mal geschrien, weil ich nicht reagiert habe: »Du deutsche Schwuchtel. Wenn Du nicht gleich verschwindest und das Fenster zumachst, dann komme ich rüber« oder »dann lauere ich dir auf«, oder ich weiß es nicht mehr. Auf alle Fälle hat er mir gedroht.

Dieses zweifelsohne verletzende und beängstigende Erlebnis erfährt nun wieder eine Deutung, deren Ausdehnung verwundert. Der Junge erscheint ihm als Vollstrecker des kollektiven Willens der ethnischen Gemeinschaft, die sein Haus und den Kiez besetzt hat. Das Schweigen der Putzkolonne auf dem Hof deutet er als Zustimmung zu den Beschimpfungen des Jungen. Hinter den Fenstern vermutet er die männlichen Erwachsenen, die ebenfalls Zeugen des Vorfalls waren und durch ihr Nicht-Eingreifen ihre Zufriedenheit zu verstehen gaben:

Die Tatsache, dass diese Putzkolonne und ich denke, die Alten, also die männlichen Alten haben in der Bude gesessen, dass die ihrem Gör nicht Einhalt geboten haben als der das lautschreiend über den Hof rief, lässt mich zu der Vermutung kommen, dass die das entweder unterstützen oder [Pause] vielleicht sogar gerne sehen, dass sozusagen ihre Gören Sprachrohr für das sein dürfen, was sie sich selber nicht erlauben oder zumindest offensichtlich tolerieren, weil, sonst hätten sie ja einschreiten können.

Lukas schreibt wiederum einen Brief, diesmal ohne Adressaten, sondern um für sich selbst eine Möglichkeit zu finden, das Erlebnis zu verarbeiten. Er entwirft eine Parallele zur Zeit des Nationalsozialismus, stellt sich die Frage, »ob die Türken die neuen Nazis sind« und bringt sich in die Position des Opfers, das nicht mehr aus dem Fenster schauen darf, »weil ich blond und grünäugig bin«.

Ich hab in dieser brieflichen Verarbeitung geschrieben, ob es sich vielleicht so früher dargestellt hat, dass alle hinter ihrem Fenster saßen, hinter ihrem Vorhang, ein bisschen gelugt haben, aber keiner hat sich irgendwie eingemischt, sondern hat einfach nur so zugeguckt. Und hab dann, so als

weitere Zukunftsperspektive, dann gefragt. Ich weiß, das ist alles völlig naiv gedacht oder auch klein gedacht irgendwie, aber so für mich war dann plötzlich die Frage, ich hatte dann auch eine völlig unruhige Nacht, eine schlaflose Nacht, wo ich dann irgendwie am nächsten Tag weitergeschrieben habe und ich dachte, ob vielleicht Kinder in fünfzig Jahren sagen, »Warum seid ihr nicht eingeschritten?«, [Pause] »Warum habt ihr diesem Treiben zugeguckt?«. Und diesmal meine ich das Treiben von diesen [Pause] türkischen Menschen, die so national besetzt sind, oder sozusagen ihre eigene Kultur so in den Vordergrund stellen, dass mir verboten wird, aus dem Fenster zu gucken.

Diese Interpretation seines Erlebnisses über den deutschen Nationalsozialismus oder auch der Glaube, dass ihm eine homogene Gruppe gegenüber steht, deren Handlungen sich direkt aus ihrer Kultur und Religion ergeben, sind solche Bilder, die sich aus meiner Perspektive als Bewohner kaum noch in einem sinnvollen Rahmen bewegen. Als Ethnologe gilt es, sie als Symptome zu interpretieren: Sie sind die Deutungen, die der lokale Raum durch einen Menschen erfährt, der das Konstrukt der kulturellen Dominanz einer homogenen ethnischen Gruppe als Bedrohung erlebt und sich von diesem »kulturell« abgrenzen muss.

Ich habe Lukas nicht genug kennen gelernt, um beurteilen zu können, welchen genauen Beitrag seine Identität als Homosexueller zu dieser Wahrnehmung des Nahraums als Kampfeszone hat. Ich habe in unserem Gespräch aber gelernt, dass für einen Angehörigen einer stigmatisierten Minderheit der Nahraum auf eine besondere Art zur Bedrohung werden kann. Das Ausleben dieser Identität kann in einem feindlichen Umfeld zu einem Diskriminierungs- und Bedrohungspotential werden.

Lukas erzählte von einem lesbischen Pärchen, das aus dem Nachbarhaus weggezogen ist, weil sie den Spießrutenlauf nicht mehr aushielten. Ein schwules Pärchen ist aus einer Nebenstraße weggezogen, weil ihm übel mitgespielt wurde: man hat ihnen die Reifen aufgeschnitten, sie beschimpft und bedroht. Lukas spürte, dass es ihn dauerhaft in seiner Identität bedroht hätte, wenn er kampfflos aus einem schwulfeindlichen Umfeld geflüchtet wäre:

Aber ich glaube, dass sozusagen dieser Hass oder diese Abwehr gegen Homosexualität mich dann so geschockt hat, dass ich dachte, ich muss da unbedingt irgendwas für mich machen, bevor ich in eine ähnliche Situation komme und dieses was machen war für mich eben die Flucht nach vorne und ich glaube deswegen bin ich auch an die Öffentlichkeit gegangen.

Für die Zukunft hofft er, dass sich lokale Allianzen schließen lassen, in denen sich Menschen zusammenfinden, die das Feld nicht der dominanten Kultur überlassen wollen und »dass sich Kräfte vereinen, [Pause] ob nun deutsch oder ausländisch, die sozusagen

sich hier mit Deutschen in Deutschland wohlfühlen, um sich zu positionieren gegen Einflüsse, die so weit entfernt von unserm Sein sind und von unserer Normen- und Werterhaltung, die ich vorhin beschrieben habe, also dass eine Grenze sozusagen gezogen werden kann, das ist bei uns möglich und das ist bei uns absolut nicht mehr möglich. So was gibt es bei uns nicht und das wollen wir auch nicht mehr [Pause] und ich glaube, dass das nur möglich ist mit einem gesunden, kollektiv verinnerlichten Nationalbewusstsein.«

Seine frustrierenden Nahraum-Erlebnisse werden zu einem Identitäts-Problem hochinterpretiert. Er erläutert mir, dass es das durch den Faschismus demolierte deutsche Nationalbewusstsein den ausländischen Gruppen erlaube, Deutschland als »Ausprobierungsland« für ihre kulturellen Vorstellungen zu nutzen. Die »Zustände« in seinem Kiez verweisen letztlich auf ein fehlendes deutsches Selbstbewusstsein. Die Lösung der lokalen Probleme liegt somit in einem Umbau deutscher Identität: »Ich meine, dass die Deutschen lernen müssen, so wie das die Türken vormachen, sich wieder mehr zu mögen, sich wieder mehr zu verbünden, sich wohlwollender zu begegnen.«

Ich habe während meiner Forschung mehrere Menschen kennen gelernt, die sich durch »ethnische Gruppen« in ihrer Lebens-Gestaltung bedroht sahen. Aus diesen Erzählungen lässt sich eine Erkenntnis über das soziale Gefüge der »spätmodernen Stadt« gewinnen: Wenn es zu einem Konflikt im Nahraum kommt, dann drohen die Betroffenen zunächst in eine Rat- oder Hilflosigkeit zu fallen, wie auf diese Bedrohung reagiert werden kann. Sie müssen aus diesem Gefühl der Ohnmacht herausklettern, einen Weg finden, ihre Wut, ihren Ärger und ihre Angst zu bearbeiten. Genau hier scheint mir ein Problem zu bestehen: sie begegnen einem Vakuum an Zuständigkeiten. Es gibt häufig kaum politische, staatliche, zivilgesellschaftliche oder nachbarschaftliche Strukturen, die in so einem Konfliktfall tatsächlich greifen. Es gibt keine lokalen Instanzen, die dem Aggressor habhaft werden und einen Interessensausgleich herstellen können. Ein Kiez wie der Schöneberger Norden ist hiervon im besonderen Maße betroffen, da er als Sanierungsgebiet einen umfassenden Bevölkerungsaustausch erlebte. Informelle Vergemeinschaftungen aller Arten kommen hier viel schwerfälliger zustande; der Rückgriff auf nachbarschaftliche oder zivilgesellschaftliche Netzwerke funktioniert nicht im gleichen Maße wie in Gegenden, in denen die Zusammensetzung der Bevölkerung eine größere Konstanz besitzt.

## Sarah oder was tun gegen die Gewalt im Kiez?

Ich lernte die »Frauen aus der Bülowstraße« am gleichen Abend kennen wie Lukas.<sup>102</sup> Zu Beginn der Sitzung des Präventionsrates meldete sich eine etwa vierzigjährige Frau. Sie machte eine einschließende Armbewegung in Richtung ihrer Nachbarinnen und sagte: »wir kommen aus der Bülow-Sackgasse.« Sie wollten über das Thema »Gewalt gegen männliche Jugendliche in der Bülowstraße« sprechen.

Die Bürgermeisterin äußerte Zustimmung und nahm das Thema als einen Programmpunkt des Abends auf. Im Laufe der Diskussion wurde deutlich, warum die Frauen den Präventionsrat aufgesucht hatten: Ihre jugendlichen Söhne waren Opfer von Überfällen geworden, bei denen ihnen mobile Telefone, Jacken oder Geld gestohlen wurden. Die Täter waren ausländische Jugendliche – meist wenige Jahre älter als ihre Opfer.

Die Mütter erzählten von den Erfahrungen ihrer Söhne: ein vierzehnjähriger Junge wurde bei einem Überfall mit einem Messer bedroht. Die Täter traten ihm ins Gesicht und sagten, sie würden ihn umbringen. Der Junge litt Todesängste. Eine befreundete Familie sei bereits aus dem Schöneberger Norden weggezogen, weil ihr Sohn mehrfach Opfer von Überfällen geworden war. Die Täter »treten mit der Einstellung auf, uns gehört die Straße«, kommentierte die Frau ihre Erzählungen. »Das Faustpfand regiert die Straße. Man denkt, man müsse auf dem Absatz kehrt machen und wegziehen«, fuhr sie fort. »Wir haben uns in den letzten Jahren bemüht, das Männerbild zu ändern und das bei der Erziehung unserer Söhne zu beachten. Jetzt müssen sich unsere Söhne beschimpfen lassen, dass sie ihr Land nicht verteidigen und anderen nicht sofort aufs Maul hauen«, fügte sie hinzu.

Ihre Nachbarin erzählte, dass ihr Sohn seit einem Überfall darauf dränge, aus dem Schöneberger Norden wegzuziehen. Gewisse Orte oder Straßen meide er, weil er hier Angst habe, wieder zum Opfer zu werden. Seine einzige Waffe sei das Fahrradfahren: so bleibe es ihm erspart, an den Treffpunkten ausländischer Jugendlicher vorbeizulaufen. Andere Mütter erzählten von ähnlichen Erfahrungen: es wurde deutlich, dass deutsche männliche Jugendliche den Schöneberger Norden über eine »Geographie der Angst« wahrnehmen: gewisse Straßen und Orte betreten sie aus Sorge vor solchen Überfällen nicht. Die Mütter zeigten sich verunsichert, wie sie mit den Erfahrungen ihrer Söhne umgehen sollen.

Die Bürgermeisterin schlug vor, eine Arbeitsgruppe zu gründen, die im kleineren Kreis konkret und kiez-orientiert nach Lösungen für dieses Problem sucht. Neben den Müttern sollen Vertreter des Bezirksamtes, der Polizei, der Schulen und verschiedener Jugend-Einrichtungen an diesen Treffen teilnehmen. Die Frauen zeigten sich mit dieser Vorgehensweise einverstanden.

<sup>102</sup> Feldnotizen vom 13. September 2000.

In der Diskussion wurde deutlich, dass die Frauen die Gewaltproblematik ganz konkret mit ihrem Nahraum, dem Schöneberger Norden, verbinden. In anderen Teilen der Stadt, so ihre Auffassung, bleiben junge Deutsche vor solchen Erfahrungen verschont. Gleichzeitig zeigte sich die Überzeugung der Frauen, dass die Logik der Gewaltausübung nach ethnischen Mustern verläuft: in ihrer Wahrnehmung sind im Schöneberger Norden die Opfer immer Deutsche, die Täter hingegen Nicht-Deutsche.

Aufgrund dieses bemerkenswerten Nahraumbezugs wurden die »Frauen aus der Bülowstraße« für mich zu wichtigen Informantinnen. Ein Weiteres kam hinzu: die Frauen gehörten zu einer sozialen Gruppe, der innerhalb des »Diskurses über den Schöneberger Norden« die Rolle der »Raumflüchtenden« zugewiesen wird. So ist in vielen Zeitungsartikeln zu lesen, dass sich die Situation im Kiez zunehmend verschärfe, weil die »stabilisierenden Elemente« – nämlich die Deutschen mit festem Arbeitsplatz – den Schöneberger Norden verließen. Auf ähnliche Argumente stieß ich in meinen Gesprächen mit Politikern und Quartiersmanagern. Es erschien mir lohnenswert, die Position dieser sozialen Gruppe im Schöneberger Norden und ihre Bezüge zu dem Nahraum genauer zu erforschen.

Daraus ergaben sich zwei Fragestellungen, die ich im Kontakt mit diesen Frauen zu beantworten suchte: einerseits interessierte mich die Bindung von Angehörigen der deutschen akademischen Mittelschicht an einen lokalen Raum, der als krisenhaft und spannungsgeladen beschrieben wird. Ich wollte etwas über die Strategien erfahren, mittels derer diese Menschen mit den realen lokalen Problemen und dem schlechten Image ihres Kiezes umgehen und somit – zumindest bisher – einen Umzug vermeiden.

Andererseits bot sich die Gelegenheit, das Funktionieren des Präventionsrates zu beobachten: Die Frauen nutzten dieses Gremium, um ihre Probleme einer lokalen Öffentlichkeit kundzutun und zeigten die Erwartung, dass hier Maßnahmen entwickelt werden, um die Situation zu verbessern. Am Beispiel der »Frauen aus der Bülowstraße« lässt sich diskutieren, ob sich der Präventionsrat tatsächlich dazu eignet, die Probleme des lokalen Raums zu mindern oder sogar zu lösen.

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, besuchte ich die Treffen des neuen Arbeitskreises. Etwa einmal im Monat kamen in einer Kindertagesstätte in der Bülowstraße Bewohner mit Stadträten, Polizisten, Lehrern, Erziehern und Vertretern der Wohnungsbau-Gesellschaften zusammen und versuchten, Lösungen für das beschriebene Gewaltproblem zu finden. Zu dieser »Stammbesetzung« stießen immer wieder neue Personen hinzu, die oft nur an einem Treffen teilnahmen und dennoch den jeweiligen Diskussionsverlauf zu beeinflussen vermochten. So tauchten einmal vier Trainer und Mitglieder eines hauptsächlich von nicht-deutschen Jugendlichen besuchten Sportstudios auf, so dass bei diesem Treffen die Bedeutung des Sports für Jugendliche und die Möglichkeiten, die Jugendlichen über Sport-Vereine zu erreichen, im Mittelpunkt standen. Ein anderes Mal stellte sich der neue Stadtrat für Jugend des fusionierten Bezirkes vor und wollte sich mit »einer ihm fremden Problematik vertraut machen«: bei diesem

Treffen konzentrierte sich die Diskussion auf die Einflussmöglichkeiten der Politik und der Bezirksverwaltung auf ein solches lokales Problem.

Aus der Vielzahl von Themen, die sich aus der Beobachtung dieses lokalen Forums ergaben, möchte ich mich auf zwei beschränken, die mir innerhalb meiner Fragestellung als besonders relevant erscheinen: Einerseits zeigte sich, dass die verschiedenen Akteure die Ursachen und das Ausmaß der Gewalt im Kiez sehr unterschiedlich einschätzten. So ließ sich bei diesen Treffen eine Auseinandersetzung über das korrekte Bild von der sozialen Gestalt unseres Viertels beobachten. Andererseits wurde deutlich, dass die Diskussion über ein »lokales Problem« sehr schnell in eine grundsätzliche Diskussion über Normen und Werte abzudriften drohte.

Bei einem dieser Treffen verteilte eine Anwohnerin Kopien eines Zeitungsartikels, in dem über die »Aktion Noteingang« berichtet wurde.<sup>103</sup> Im Zentrum dieser Initiative standen Aufkleber, die mit der viersprachigen Aufschrift »Noteingang – wir bieten Schutz vor rassistischen Überfällen« versehen sind. Gewerbebetriebe und öffentliche Einrichtungen wurden aufgefordert, diese Aufkleber an ihren Gebäuden anzubringen und somit ein Zeichen gegen rechtsradikale Gewalt zu setzen. Diese Aufkleber, die als Reaktion auf die rassistischen Gewalttaten in Ostdeutschland entstanden sind, haben inzwischen eine weite Verbreitung gefunden.

Die Anwohnerin schlug vor, als »erste konkrete Sofort-Maßnahme«, solche Aufkleber – mit einer der lokalen Situation angepassten Beschriftung und Sprachenwahl – innerhalb des Schöneberger Nordens anzubringen. Daraufhin meldete sich ein Vertreter der Polizei und warnte vor einer solchen Aktion. Durch sie würde ein »Notstand« behauptet, den er aus der Sicht der Polizei so nicht bestätigen könne. Er warnte vor dem Bild »wir müssten hier Schlupflöcher schaffen, weil es hier so gefährlich ist, dass man da nicht mehr durchgehen kann. Wenn wir sagen, Schöneberg Nord ist so gefährlich, dass man hier nicht durchgehen kann, dann haben wir eine Situation geschildert, die es so nicht gibt.«<sup>104</sup>

Aus diesem Vorschlag entwickelte sich eine interessante, teilweise hitzige Diskussion über das lokale Gewaltproblem. Sowohl das Ausmaß der Bedrohung im Schöneberger Norden, als auch die Gründe, die zu ihr führen, waren umstritten. Eltern und Polizei bildeten hierbei Gegenpole, zwischen denen sich die Erzieher und Lehrer einordneten. In der Diskussion, die sich auch in den folgenden Treffen fortsetzte, ließen sich eine Vielzahl von Positionierungen beobachten, deren Bandbreite sich anhand von Fragen andeuten lässt: Gibt es hier ein soziales oder ein ethnisches Problem? Stellt der Schöneberger Norden einen Schwerpunkt von Gewalt dar? Gibt es ein »Gesetz der Straße«, das im Schöneberger Norden regiert und auf das Polizei, Justiz und Lehrer kaum Einfluss nehmen können? Sind diese Probleme lokal eingrenzbar? Gibt es eindeutige

<sup>103</sup> Feldnotizen vom 27. November 2000.

<sup>104</sup> Feldnotizen vom 27. November 2000.

Täter- und Opfergruppen? Fällt die Grenze zwischen den beiden Gruppen mit »ethnischen Grenzen« übereinander? Sind die Deutschen im Viertel Rassismus und Diskriminierung ausgesetzt? Ist es ein »Tabu-Thema«, dieses so zu benennen? Oder liegt das Haupt-Problem in einer gestörten Beziehung zwischen den Generationen, so dass Eltern, Polizisten und Lehrer den Jugendlichen mit Unverständnis begegnen?

Eine extreme Position nahm ein Vater ein, der den Treffen den Titel »rassistische Gewalt gegen deutsche Kinder und Frauen« geben wollte. Er entwarf ein Bild des Kiezes, aus dem er als Angehöriger der Gruppe der Deutschen zunehmend »verdrängt« würde. Seine Kinder könnten die Spielplätze nicht nutzen, weil sie von ausländischen Kindern vertrieben würden. Er forderte die anwesenden »Fachleute« auf, ihm Ratschläge zu geben, was er seinen Kindern sagen solle, wenn sie ihn fragten, »warum bin ich ein Scheiß-Deutscher?« Er bezeichnete sich als ratlos.<sup>105</sup>

Das Bild vom »bedrohlichen Nahraum« wurde durch die Erzählungen einiger Mütter weiter entwickelt: die überfallenen Jungs trauten sich nicht zur Polizei zu gehen. Sie hätten Angst, dass hinter dem eigentlichen Täter »zehn oder zwanzig Kumpels stehen, die dann das Opfer weiterhin bedrohen«, erläuterte eine Mutter. Die Tendenz, die Gewalt und Bedrohung im Schöneberger Norden über ethnische Muster zu erklären, wurde durch die Vermutung einer anderen Mutter gestärkt, dass sich die ethnischen Gemeinschaften untereinander deckten: Täter würden durch »ihre Gruppe« vor dem Zugriff durch die Polizei geschützt.

Die Sporttrainer stützten das Bild der Mütter von ihrem Nahraum zumindest insofern als auch sie bestätigten, dass im Schöneberger Norden eine soziale Logik der Gewalt herrsche, die durch zivilgesellschaftliche Strukturen oder polizeiliche Maßnahmen nicht aufgebrochen werden könne. »Wenn du Stress hast und du zeigst den Täter an, dann stehen zehn dahinter, die dich im Extremfall erschießen oder erstechen.« »Auf der Straße herrschen andere Regeln«, fügte sein Kollege hinzu. »Man weiß, dass man sich mit den Menschen hier verstehen muss. Wenn hier jemand wegen dir in den Knast wandert, dann kriegt man Ärger auf der Straße und es reicht ja schon, wenn man Schläge kriegt.«

Die Gegenposition bezogen die Vertreter der Polizei. Sie wirkten als einsame Kämpfer, wenn in den Diskussionen das Bild von Bedrohungs- und Angstszenerien überhand nahm, um die Situation im Schöneberger Norden zu beschreiben. Sie betonten, dass sie dieses Bild und die Vorstellung rechtsfreier Räume nicht bestätigen könnten. Sie versuchten, eine andere Sicht auf den Schöneberger Norden zu etablieren: Die Probleme des Kiezes lägen im atmosphärischen Bereich. Bestimmte Personen würden schlechte Stimmung verbreiten, rumpöbeln, Menschen verängstigen, ohne wirklich straffällig zu werden. In einem längeren Gespräch ließ ich mir durch einen Mitarbeiter des Präven-

<sup>105</sup> Feldnotizen vom 27. November 2000.

tionsteams Schöneberg Nord der Polizei ihre Sicht auf das Viertel erläutern. Ich zitiere aus meinen Feldnotizen:

Die wichtigste Information war, dass es in Schöneberg Nord aus Sicht der Polizei keine höhere Kriminalität gibt als in anderen vergleichbaren Gegenden – jedenfalls nach dem beurteilt, was an die Öffentlichkeit dringt, sprich angezeigt wird. Hier in dem Viertel wird Kriminalität aber anders wahrgenommen. Das Problem liegt eher auf der Ebene der Stimmungen, des Bewusstseins, einer einseitigen Wahrnehmung. Es ist hier nicht krimineller, es wirkt nur anders, weil es in ein Bild passt. Wenn hier ein Überfall passiert, dann fühlen sich alle bestätigt. Wenn ein ähnlicher Überfall in Zehlendorf passiert, wird das ganz anders wahrgenommen. Er sagte, dass die Menschen hier durch das Viertel anders laufen als durch Viertel, die nicht so einen schlechten Ruf haben. Man erwarte fast das Verbrechen.

Er verwies immer wieder auf den Ruf des Viertels, der Kriminalität begünstigt. Er nutzte den Ausdruck ›self-fulfilling prophecy‹. Er nannte die Gefahr, dass das Bild vom Elendsquartier weiter transportiert werden könnte. Man muss aufpassen, dass man das Bild so nicht verstärkt. Er erläuterte die polizeiliche Strategie: Es müsse darum gehen, die nicht-kriminelle Mehrheit zu wecken und das überschreite eben den polizeilichen Rahmen. Da müsse man vielfältige Verbindungen suchen, Initiativen besuchen, Netzwerke eingehen und sich über die Entwicklung der Polizei in Richtung eines Dienstleistungsunternehmens Gedanken machen. Ziel ist ein Stimmungswandel im Kiez, die Entwicklung eines Wir-Gefühls. Sonst droht das Klima ganz zu kippen und für die hier lebenden Menschen gibt es drei Möglichkeiten: sich resigniert zurückziehen, wegziehen oder selber kriminell werden.

Ich frage, ob er Fortschritte sieht. Auf jeden Fall. Er sieht den gesamten Präventionsratsprozess positiv. Hier entstehen eben die Netzwerke, die Verbindungen, aus denen ein Stimmungswandel und ein Wir-Gefühl erwachsen kann.

Er entwirft ein weiteres Bild. Das Viertel sei im Zustand der Krise. Aber die Krise sei die Voraussetzung für eine Heilung. Das sei bei jeder Krankheit so. Der Weg von der Krankheit zur Heilung gehe über die Krise. Dann liegen die Probleme offen und könnten bearbeitet werden.<sup>106</sup>

Aus Sicht der Polizei liegt die Krankheit des Viertels in erster Linie in einem negativen Raumbild, das das Sicherheitsempfinden der Menschen stört. Die Polizei weiß um die Macht solcher Stimmungen: Die Menschen ziehen wegen solcher Wahrnehmungen weg.

<sup>106</sup> Feldnotizen vom 4. April 2001.

Der Wert von Kiez-Initiativen – wie den Treffen in der Bülowstraße – liegt für die Polizei in der Möglichkeit, mit einer Spirale der sich zunehmend verschlechternden Stimmung zu brechen. Dem Kiez fehle es an »Identität«, »Wir-Gefühl«, »nachbarschaftlichen Strukturen« und »Netzwerken«. Der Präventionsrat und die mit ihm verbundenen Initiativen beginnen, diese Lücken zu schließen und begünstigen eine aus der Sicht der Polizei positiv zu beurteilende Identifikation mit dem Kiez.

Meine Sicht auf diese Treffen war kritischer: Besteht hier nicht die Gefahr, dass sich das Bild vom gewalttätigen Kiez weiter verbreitet und zunehmend von der »realen sozialen Lage« löst. In manchen Momenten der Diskussion schien es so, als würden durch die gegenseitige Bestätigung der Betroffenen andere Perspektiven auf den Kiez – die das Gewaltproblem relativieren – verdrängt werden. Gleichzeitig liegt in solchen Treffen aber eine große Chance: hier können sich lokale Netzwerke entwickeln, die die Anonymität im Kiez vermindern und somit dazu beitragen, die schlechte Stimmung im Kiez zu verbessern. So kann ein Ort entstehen, den Menschen mit ihrer Ratlosigkeit aufsuchen können, um Stützung zu erleben.

Eine zweite Beobachtung erschien mir interessant: Es war die Tendenz erkennbar, den Schwerpunkt der Diskussion von der lokalen Ausgangslage auf eine Klage über den gesamtgesellschaftlichen Werte-Verfall zu verlagern. In den Treffen schälten sich drei Leitmotive der Diskussion heraus: Es wurde erstens gefragt, ob es zwischen den »Ethnien«, »Nationen« und »Kulturen«, die im Schöneberger Norden leben, ein anschlussfähiges Wertesystem gibt, so dass man sich auf den Grundsatz »wir sind gegen Gewalt auf der Straße« einigen könne. Zweitens wurde diskutiert, ob es zwischen Jugendlichen und Erwachsenen einen Wertehorizont gibt, der Kommunikation und gegenseitiges Verständnis ermöglicht. Drittens wurde die Frage gestellt, welche Instanzen in unserer Gesellschaft überhaupt in der Lage sind, Werte, Normen und Formen »anständigen Verhaltens« zu vermitteln, da sich – so die Grundtendenz der Erfahrungen der Versammelten – Lehrer und Eltern oft überfordert zeigten, entsprechende Verhaltensregeln zu vermitteln. Ich möchte diese Diskussion an dieser Stelle nicht weiter verfolgen. Es erscheint mir aber doch signifikant, dass eine Gesprächsrunde über ein lokales Gewaltproblem regelmäßig in eine Grundsatz-Diskussion über Werte und gesellschaftliche Instanzen der Werte-Vermittlung überging. Es zeigten sich die Grenzen der lokalen Bearbeitbarkeit solcher Probleme, in denen sich zentrale Themen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung widerspiegeln: der Umgang der deutschen Gesellschaft mit Migranten, der kontinuierliche Abbau im Bildungssektor, die Perspektivlosigkeit bestimmter Bevölkerungssegmente auf dem Arbeits- und Ausbildungsmarkt formen die Atmosphäre in einem großstädtischen Bezirk wie Schöneberg Nord mit. Gelegentlich tauchte in den Diskussionen eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der Komplexität der Probleme auf. Ein Teilnehmer sagte: »Wenn wir nicht schnell und konkret hier etwas vor Ort ändern können, dann sind diese Treffen sinnlos.«

Im Laufe dieser Treffen hatte sich gezeigt, dass der Nahraumbezug der »Frauen aus der Bülowstraße« ganz anders gelagert ist als im Falle der Bewohner des »Sozialpalastes«.

Die Frauen müssen sich nicht mit den baulichen oder sozialen Mängeln eines überdimensionierten Wohnkomplexes auseinandersetzen; das Stigma des Schöneberger Nordens verfolgt sie nicht in gleicher Weise auf Schritt und Tritt wie die Bewohner des »Sozialpalastes«. Für die »Mütter« gewann der Nahraum durch ein traumatisierendes Ereignis – die Überfälle auf ihre Söhne – enorm an Bedeutung. Der Kiez, der für die Lebensgestaltung zuvor keine große Rolle gespielt hatte, rückte nun in eine zentrale Position ihrer Aufmerksamkeit.

Bemerkenswert ist auch die Art, wie die Frauen mit dem Problem, das sich für sie nun im Nahraum stellte, umgegangen sind: die schnelle Suche nach Unterstützung durch die lokale Politik sowie die Gründung einer Bürgerinitiative deuten daraufhin, dass die Frauen in einem anderen sozialen Milieu verankert sind als ihre Nachbarn im »Sozialpalast«.

Um etwas mehr über ihre Bindungen an den Nahraum zu erfahren, besuchte ich die Kiez-Initiative der Frauen, die sich, neben den beschriebenen Treffen in der Kindertagesstätte, weiterhin traf und führte mit einer der Frauen ein Interview.

Sarah wohnt in einem ehemals besetzten Haus in der Bülowstraße. Die Hausgemeinschaft als Ganzes hat bereits vor Jahren Pachtverträge mit dem Eigentümer abschließen können, die den Rahmen für ein kostengünstiges und »selbstbestimmtes« Wohnen bieten. Von der U-Bahn kann man ein großes Gemälde sehen, das eine der Gebäudewände zierte und an wildere Zeiten erinnert: Ein Mann stellt sich mit geballter Faust einer Übermacht von Polizisten entgegen.

Bis heute hat sich etwas von dem Experiment einer »alternativen Wohnform« erhalten, obwohl von den ursprünglichen Besetzern kaum noch jemand im Hause wohnt. Im Haus werden nach wie vor »Plena« abgehalten. Auf den Klingeln an der Eingangstür stehen nur die Stockwerke – individuelle Namen sucht man vergeblich. »Der gesamte Aufgang ist offen«<sup>107</sup>, erklärt mir Sarah später. »Hier kann jeder überall hin.« Sarah und ihr Sohn haben entsprechend keine eigene Wohnung. Bisher wohnten sie aber nebeneinander und hatten eine Küche, die sie fast als Privatküche nutzen konnten. Jetzt ist ihr Sohn in einen anderen Bereich des Hauses gezogen. »Das war mal notwendig«, kommentiert Sarah.

Wir gehen in die Küche. Eine Duftlampe verbreitet einen angenehmen Geruch. Es sieht aus, wie ich es mir in einem Haushalt gereifter Besetzer vorgestellt hätte: alles ein bisschen geordneter als in den Küchen besetzter Häuser, die ich in Friedrichshain gesehen hatte. Die Einrichtung wirkt aber doch zusammengewürfelt, fern von der Ästhetik einer Einbauküche. Im Flur stapeln sich die leeren Flaschen und gelesenen Zeitungen.

<sup>107</sup> Dieses und die weiteren Zitate entstammen meinem Gespräch mit Sarah König vom 2. Februar 2001.

Meine Frage, wie sie ihre Wohnsituation einer Urlaubs-Bekanntschaft erklären würde, beantwortet sie folgendermaßen:

Ich würde sicherlich erstmal von unserer Oase erzählen. Ich würde sagen, dass das dafür, dass es im Innenstadtbereich ist, eine sehr idyllische, ruhige, grüne Oase ist, in der man sich sehr wohl fühlen kann, die auch noch dazu schön gestaltet ist, so wie ich finde. Aber in einer Gegend, die sonst sehr dreckig, laut ist, in der keine schöne Grundatmosphäre herrscht, die Leute wenig miteinander zu tun haben und sozial alles sehr schwach geprägt ist. Und dass es wenig Kneipen gibt in unmittelbarer Umgebung, die aber noch trotz alledem sehr verkehrsgünstig liegt. Das finde ich auch noch sehr wichtig.

In ihren Erzählungen erscheint ihr Haus wie eine ruhige Insel in einem rauen Meer. Sie beschreibt ihr Haus als einen sozialen Kosmos, in dem untereinander ein intensiver Austausch besteht, es aber kaum Kontakte zur nächsten Umgebung gibt. Die Bewohner leben gewissermaßen in einer Isolation. Sie unterscheiden sich in sozialer, kultureller, ästhetischer und ethnischer Hinsicht von ihren Nachbarn. Das Haus erscheint wie ein sozialer Fremdkörper in einer Umgebung, die auf sie einen relativ homogenen Eindruck macht. Es zeigt sich, dass sie ihren Kiez stark über eine dominante Gruppe wahrnimmt: sozial schwache Türken.

Ich kenne hier keinen in dem Kiez, außer unser Haus. Das sind natürlich alles Deutsche, also bei uns hier im Haus wohnt ein Chinese. Aber hier wohnt für diese Sozialstruktur eigentlich keine es wohnt kein Türke hier. Ist schon so eine Oase. Das hat nichts mit dem normalen Umfeld hier zu tun. Insofern fand ich diese Straße hier nie o.k., also wenn wir hier nicht unsere Idylle hätten und hinten noch den Park, würde ich hier auch nicht mehr wohnen.

Da sie kaum Bezugspunkte zu den Bewohnern ihres Kiezes sieht, betrachtet sie sich in ihrem Nahraum als Fremde. Eigentlich würde sie sich eine Nachbarschaft wünschen, in der ihr soziokulturelles Milieu stärker vertreten ist:

Der Dreck, die Lautstärke, außerdem möchte ich nicht gerne irgendwo wohnen, wo 70–80% Türken wohnen.

*Warum nicht?*

Weil ich mit denen einfach nichts zu tun habe, also nicht nichts zu tun haben möchte, aber weil ich einfach denke, dass ich mit der Mentalität irgendwie nichts zu tun habe. Die leben so anders, so traditionell, konservativ, dass die mit meinem Leben nichts zu tun haben.

*Und wo siehst du da Konfliktpunkte?»*

Nee, gar nicht, ich glaube gar keine Konfliktpunkte, aber wenig Berührungspunkte, so keine Konflikte also, das glaube ich nicht, aber ich glaube, ich hätte mit ihnen einfach so privat nicht so viel zu tun und ich finde das schon sehr schön, irgendwo zu wohnen, wo man mit den Nachbarn und mit den Menschen im Haus auch viel zu tun hat. Sonst würde ich, glaube ich, auch nicht hier wohnen.

Sarahs Gefühle der Fremdheit im direkten Nahraum verstärken sich durch ihre positive Fixierung auf einen anderen Schöneberger Kiez. Ihr eigener Nahraum erfährt gerade dadurch eine weitere Abwertung, dass sie sich einige Straßen weiter »dazugehörig fühlt«: »Ich will auch nie wieder aus Schöneberg weg. Ich kann mir jetzt nicht vorstellen, in einem anderen Bezirk zu wohnen. Also da bin ich schon sehr kiezverbunden oder sehr kieztreu.« Diese positive Ortsbezogenheit richtet sich auf die Straßen um den Winterfeldtplatz, in dem sie ihr Milieu beheimatet sieht und Geschäfte, Cafés und Restaurants angesiedelt sind, die ihrem Geschmack entsprechen. Auch Sarah nimmt kleine Stadträume über dominante soziale Gruppen wahr und ordnet ihre eigene Person einem solchen Stadtraum zu.

Ihre Bindung an den Winterfeldtplatz ist auch biographisch begründet: in den achtziger Jahren war sie aus ihrer kleinen Tegeler Wohnung in eine hier gelegene Wohngemeinschaft gezogen und erlebte »das Leben pur«. Später zog sie mit dem Vater ihres Sohnes in eine Wohnung wenige Straßen weiter. Ihr Sohn besuchte hier den Kinderladen und die Grundschule. Aus dieser Zeit haben sich Freundschaften bis heute erhalten.

Eine Besonderheit ihres Nahraumbezuges liegt eben in dieser Spannung: der Winterfeldtplatz ist zu Fuß zu erreichen – die direkte Umgebung ihres Hauses hingegen erlebt sie als einen fremden Raum, den es zu durchqueren gilt, um in ihren »Wunschraum« zu gelangen. Die Architektur, die Bewohner und die Atmosphäre verändern sich, wenn sie vom Winterfeldtplatz über die Winterfeldt- und Alvenslebenstraße zurück zu ihrem Haus läuft. Dabei erlebt sie die Potsdamer Straße als deutlichen Bruch. Sie bildet, in Sarahs Wahrnehmung, die Grenze zwischen dem Kiez um den Winterfeldtplatz und den türkisch dominierten Nahraum, der ihr Haus umgibt. Ab der Potsdamer Straße werde es spürbar dreckiger, sozial schwächer und »ausländischer«. Hier herrsche eine negative, angespannte Stimmung: »Ich finde das unglaublich, diese Art und Weise, wie man hier miteinander umgeht.«

Ihre Beschreibungen der beiden großen Märkte des Viertels unterstreichen dieses Raumbild:<sup>108</sup>

<sup>108</sup> Siehe hierzu auch meine Beschreibungen der beiden Märkte ab Seite 20.

Also auch der Winterfeldt-Markt, auch wenn ich den ein bisschen borniert finde, ist das schon mehr mein Ding als der Crelle-Markt. [...] [lacht] Der Crelle-Markt, das finde ich zwar mal ganz amüsant da langzulaufen, weil ich dort viel billiger einkaufen kann als auf dem Winterfeldt-Platz. Aber da bin ich halt oft die einzige Deutsche. [...] Also ich fühle mich da jetzt nicht von denen missachtet oder nicht integriert, aber das ist für mich immer so ich fühle mich da schon eher fremd und als was nicht Dazugehöriges und auf dem Winterfeldtplatz treffe ich halt ständig Leute, die ich kenne. Ich finde es auch angenehm, was die da für eine Mischung an Waren anbieten. Ich finde es schon ein bisschen schicki-micki-mäßig, aber es ist halt mehr meine Welt, in der ich mich zu Hause fühle. Also Winterfeldtplatz ist ja nicht nur zum Einkaufen, sondern auch um sich zu treffen und hinterher einen Café trinken zu gehen. Das ist ja mehr so ein kleines kulturelles Erlebnis, wobei Crelle-Markt Apfelsinenkaufen ist. [lacht]

Seit dem Überfall auf ihren Sohn hat sie ein weiteres negatives Image in ihre Wahrnehmung des Schöneberger Nordens integriert. Sie betrachtet ihren Kiez als einen Schwerpunkt von Gewalt und Kriminalität. Durch einen Bericht des *Berliner Kuriers*, in dem unter der Schlagzeile »Die gefährlichsten Orte Berlins«<sup>109</sup> die Bülowstraße als einer der besonders kriminellen Nahräume genannt wurde, fühlt sie sich bestätigt: »Warum weiß das die Polizei nicht, wenn das die Journalisten wissen«, fragte sie auf einer Sitzung des Präventionsrates.

Die Gewalt-Vermutung wird zu einem dominanten Faktor der Raum-Wahrnehmung, der den Wegzug nahe legt:

Ich glaube, dass ich ganz viel, was hier abläuft, gar nicht mitkriege, ehrlich gesagt, weil ich nicht so viel abends und nachts auf der Straße bin. Der Pizza-Typ<sup>110</sup> hat erzählt, dass in der Zeit, seitdem der das hat, wurden drei Leichen aus dem City-Klo geschafft, von dem Platz davor. Und dann war da ein Büro mit ein paar Architekten daneben, die sind jetzt ausgezogen, weil sie es nicht mehr aushalten konnten vom Klientel, dieser Haupt-Umschlagsplatz neben dem City-Klo von Heroin, nur Dealer. Ja, manchmal denke ich auch, sag mal, bist du bescheuert- Aber es ist, glaube ich, ganz ganz heftig und ich möchte als Jugendlicher nicht hier wohnen, weil die

<sup>109</sup> *Berliner Kurier* vom 16. Juni 2000.

<sup>110</sup> Hier spricht sie von dem Besitzer einer Pizzeria an der Ecke Bülow-/Yorckstraße, der sein Restaurant vor etwa einem Jahr eröffnet hatte. Nach dem Überfall ihres Sohnes sprach Sarah den Besitzer an. Sie fragte, ob er Opfern von Gewalttaten Zuflucht bieten würde und führte mit ihm ein langes Gespräch über die Situation im Viertel. Bei dem »City-Klo« handelt es sich um eine gebührenpflichtige Toilette, wie es sie über die gesamte Stadt verteilt gibt.

fühlen sich einfach unwohl, das habe ich jetzt mitgekriegt und nehme das auch ernst.

Der Überfall auf ihren fünfzehnjährigen Sohn geschah an einem Samstag Nachmittag. Er verließ mit einem Freund das Haus und wollte durch die Hofeinfahrt auf die Straße treten, als sie von drei älteren Jungen in den hinteren Hof gedrängt wurden. Das sei deren normale Strategie, erläutert Sarah. Da sieht sie ja keiner. Die Jungs mussten ihre mobilen Telefone und ihr Geld abgeben. Sie wurden gezwungen, ihre Schuhe ausziehen, so dass die Angreifer ihre Strümpfe nach Geld durchsuchen konnten. Sarah traf auf einen völlig verstörten Jungen, der sich weigerte, den Überfall zur Anzeige zu bringen. Die Täter hatten eine Angst erzeugt, die sich nur durch ein langes Zureden von Seiten der Mutter und Mitarbeitern des Präventionsteams der Polizei überwinden ließ. In der Einschätzung ihres Sohnes handelte es sich bei den Tätern um zwei Türken und einen Russen.

Sarah reagierte mit einer Vielzahl von Aktivitäten, die sich auf den lokalen Raum konzentrierten. Im Kern ging es ihr darum, sich nicht in ihrer Hilflosigkeit und in ihrer Wut, die der Überfall auf ihren Sohn erzeugte, zu vergraben. Stattdessen begann sie nach Partnern zu suchen, um das Erlebnis zu verarbeiten und um an der Situation im Kiez etwas zu verändern. Sie sprach mit ihrem Vermieter und ging mit ihrem Sohn zu dem erwähnten Präventionsteam der Polizei. Sie erinnerte sich an eine Nachbarin, die ihr einige Monate zuvor von einem Überfall auf ihren Sohn erzählt hatte und sprach sie an. Sie suchte unter den Bewohnern ihres Hauses Mitstreiter, so dass sich eine Gruppe von vier Frauen fand, die Strategien zu entwickeln versuchte, um die Situation im Schöneberger Norden zu verbessern. Der beschriebene Auftritt im Präventionsrat und die Gründung des Arbeitskreises in der Kindertagesstätte sind direkte Folgen ihrer Aktivitäten. Es ist bemerkenswert, dass sie nicht in einem Zustand der Angst und der Ratlosigkeit verweilte, sondern den Weg in eine lokale Öffentlichkeit und den Kontakt zur politischen Ebene des Bezirksamtes suchte. Sie war weder bereit, die Situation in ihrem Kiez hinzunehmen, noch den Raum kampfflos zu verlassen.

Aus Sarahs Kontaktsuche hat sich ein freundschaftliches Netzwerk von Nachbarinnen entwickelt. Die vier Frauen treffen sich regelmäßig und tauschen sich über die Entwicklungen und Probleme ihrer Leben aus. Gleichzeitig bemühen sie sich, die soziale Situation im Schöneberger Norden zu verstehen und planen Aktionen, um in ihrem Kiez etwas zu verändern. Im Zeitraum meiner Forschung standen Überlegungen zu einer »Plakat-Aktion« im Zentrum ihrer Gespräche. Sie beabsichtigten, Plakate zu entwerfen und im Kiez zu verbreiten, die zu einem respektvollen und gewaltfreien Umgang auffordern.

Bei diesen Planungen zeigte sich, dass die Frauen ihren Nahraum als ein unübersichtliches kulturelles Feld wahrnehmen, das sie sich erst erschließen müssen, bevor sie mit den Bewohnern kommunizieren können: Grundlage der Plakat-Aktion sollte daher die Auseinandersetzung mit den kulturellen und normativen Systemen der im Schöneber-

ger Norden beheimateten Ethnien und Religionen darstellen. So vermuteten die Frauen beispielsweise, dass dem Begriff der »Ehre« in islamischen Kulturen eine viel größere Bedeutung zukomme als in der deutschen. Lange diskutierten die Frauen über die Frage der Beschriftung der Plakate: Sollte diese auf Deutsch oder mehrsprachig sein? Welche Sprachen sollten dann Berücksichtigung finden? Erreicht man die Bewohner besser in ihren »Muttersprachen« oder drängt man sie in ihre ethnischen Gruppen, wenn man Beschriftungen verbreitet, die jeweils nur von einem Teil der Bevölkerung verstanden werden? Die Aussicht, bis zu neun Übersetzungen herzustellen, ließ die Frauen auf eine rein deutsche Plakatierung zurückkommen.

In diesen Diskussionen wurde deutlich, dass die Frauen hinter den Sprach- und Religionsgemeinschaften handlungsleitende kulturelle und normative Systeme vermuteten und davon ausgingen, dass die lokale Gewalt-Situation etwas mit dem Nebeneinander der kulturellen Systeme zu tun habe. Zunächst erschien es den Frauen fraglich, ob man sich auf einen gewaltfreien und respektvollen Umgang im Kiez einigen könne. Zumindest phasenweise interpretierten die Frauen die Gewaltproblematik im Schöneberger Norden mit dem Vokabular des kulturellen Konflikts.

Gleichzeitig bezeugten diese Diskussionen die Fremdheit zwischen den Gruppen, die den Schöneberger Norden bewohnen: Der direkte Kontakt zwischen den Angehörigen der deutschen akademischen Mittelschicht und den Migranten ist trotz räumlicher Nähe eher die Ausnahme. Es gibt wenige Bezugspunkte; die Kommunikation zwischen den Bewohnern im Kiez ist schwach ausgeprägt: hier schien sich das Bild vom »Nebeneinanderherleben« der Bewohner in spätmodernen Großstädten zu bestätigen.

Die Art, wie die Frauen über ihren Kiez diskutierten, aber auch der Weg, sich aufgrund der Gewalt-Erfahrung ihrer Söhne mit den kulturellen und religiösen Systemen anderer Ethnien zu befassen, erschienen mir signifikant für den kulturellen und sozialen Ort, den die »Frauen aus der Bülowstraße« einnehmen. Sie verbanden ein hohes Reflexionsniveau mit dem Antrieb, als Gruppe etwas an der unbefriedigenden Lage im Schöneberger Norden ändern zu wollen.

Es war interessant zu beobachten, wie sich die Diskussion der Frauen im Laufe der Wochen verlagerte. Gegen Ende meiner Feldforschung verdrängte das Bedürfnis, die soziale Lage der Migranten-Jugendlichen zu verstehen zunehmend die Diskussionen über eventuelle kulturelle Differenzen. Diese Entwicklung wurde durch eine Welle von Medienberichten über den schlechten Ausbildungsstand junger Berliner türkischer Herkunft verstärkt, die im Winter 2000/01 die Zeitungen durchlief. Eine der Mütter erzählte von ihrem inneren Zwiespalt: einerseits ärgerte sie sich nach wie vor über die jungen Männer, die nichtstuend auf der Straße herumlungerten. Andererseits erkenne sie zunehmend die soziale Lage dieser Jugendlichen, die dazu führe, dass sie sich beschäftigungslos im öffentlichen Raum aufhielten. In einer Unterhaltung mit ihrem Sohn versuchte sie, ihm diese andere Perspektive zu vermitteln: Sie gab ihm zu bedenken, dass die türkischen Jungs auch deshalb in Gruppen auf der Straße herumstünden, weil

sie nicht ein großes Zimmer mit Schlagzeug, Gitarre und Computer besäßen, so wie er. Die Diskussionen der Frauen verlagerten sich somit von den schwer fassbaren »kulturellen Unterschieden« zu den konkreten sozialen und politischen Bedingungen des Zusammenlebens im Schöneberger Norden.

Parallel dazu veränderten sich auch die Überlegungen zur Durchführung der Plakat-Aktion: Ursprünglich wollten die Frauen die Plakate selber entwerfen. Nach einigen Wochen der Diskussion einigten sie sich, die Aktion als einen Wettbewerb zu organisieren, an dem sich die Schulen, Kindertagesstätten, Jugendgruppen und Jugendeinrichtungen des Viertels beteiligen können. Die Frauen wollen hierzu Bild-Rahmen vorbereiten, auf denen die Jugendlichen zu Begriffen wie »Ehre«, »Angst«, »Opfer«, »Stolz«, »Gewalt«, »Freundschaft« usw. Texte verfassen oder Bilder erstellen können. Aus den besten Beiträgen sollen Plakate zusammengestellt und im Schöneberger Norden verbreitet werden. Die Aktion würde somit einen weiter gelagerten Zweck erfüllen als einfach nur dem Ärger von Müttern überfallener Söhne Ausdruck zu verleihen. Die Frauen hoffen, dass sich die Jugendlichen durch die Teilnahme an der Aktion mit ihrem Kiez und der hier herrschenden Atmosphäre auseinandersetzen. Sie wünschen sich, dass die Plakate die Haltung »wir sind gegen Gewalt« stärken. Darüber hinaus könnte das Projekt zur Bildung neuer Netzwerke und Kommunikationsräume beitragen, durch die sich der so häufig als anonym beschriebene Stadtraum verändert.

Bemerkenswert ist der Wandel, den die Vorstellung von Werten im Rahmen der Diskussion nahm: Zunächst gingen die Frauen davon aus, dass in ihrem Kiez vielfältige kulturelle und ethnische Gruppen mit unterschiedlichen Werte-Systemen nebeneinander lebten. In einem Zwischenschritt hofften sie, dass selbstgestaltete Plakate zu einer lokalen Kultur der Toleranz und des Respekts beitragen, die die kulturellen und religiösen Differenzen überwölben könnte. Am Ende formulierten sie starke Zweifel, ob sich Werte tatsächlich aus den einzelnen kulturellen Systemen ergeben und ob die jugendlichen Bewohner des Viertels überhaupt in ihren »Herkunftskulturen« verwurzelt sind. Entsprechend zielt die Plakat-Aktion darauf ab, die Umgangsformen im Kiez neu ins Bewusstsein zu heben und eine lokale Diskussion über Werte und Normen anzustoßen. Die Frauen sind selbst gespannt, ob sich aus den Ergebnissen dieser Aktion ein Grundkonsens herauspräparieren lässt, der zu der Hoffnung berechtigt, dass sich im Schöneberger Norden trotz der Vielfalt der sozialen, kulturellen und religiösen Gruppen ein respektvolles Zusammenleben organisieren lässt.

## Schluss

Diese Arbeit wurde von Beginn an bewusst als eine ethnographische Forschung angelegt. Ein inhaltlich ähnlich ausgerichtetes Forschungsprojekt einer sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplin hätte sich vermutlich auf die empirische Überprüfung von Thesen konzentriert, die bereits vor dem »Gang ins Feld« formuliert worden wären. Im Unterschied dazu sollten hier Vorvermutungen über den Forschungsraum und seine Bewohner möglichst gering gehalten und – sofern vorhanden – im Laufe der Forschung reflektiert und überarbeitet werden. Ziel war es, bereits die Grenzen des Forschungsfeldes, aber auch die exakte Fragestellung sowie ihre empirische Operationalisierung aus dem Forschungsprozess zu entwickeln. Die Thesen, die hier zur Bearbeitung der Fragen nach Lokalität und lokaler Identität formuliert wurden, sind entsprechend bereits Ergebnisse der Forschungen im Schöneberger Norden.

Auch wenn diese Studie auf einer lokalen Ebene ansetzte, galt es diese Fragen im Kontext einer mobilen Stadtgesellschaft auszuloten. Das lokale Feld wurde hier daher nie als ein abgegrenzter Raum betrachtet, der eine homogene Kultur oder eine stabile Gemeinschaft umschließt und vom Stadtganzen losgelöst zu erforschen ist. Stattdessen wurde hier eben die Entstehung lokaler Räume im Kontext der Beziehungen zur gesamten Stadt fokussiert. Eine lokale Studie bringt gewisse »Gefahren« mit sich, sofern sie in Form einer »lokalisierenden« Feldforschung realisiert wird:<sup>111</sup> in einer Perspektive, die den lokalen Raum primär aus sich selbst heraus zu interpretieren versucht, droht »Kultur« gewissermaßen automatisch zu einem raumgebundenen Konzept zu werden. Eine solche Vorgehensweise trägt vorschnell die Erwartung in das lokale Feld, seine Bewohner müssten eine Gemeinschaft bilden und durch eine »geteilte Kultur« aneinander und an den Raum gebunden sein. Die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung werden so häufig bereits vorweg genommen: »Gemeindeforschung reproduziert die Gemeinde, den Wohn- und Lebensraum der untersuchten Bevölkerung als Nexus einer Verknüpfung von Kultur und Identität.«<sup>112</sup>

Im Rahmen einer solchen »traditionellen« stadsethnologischen Forschungspraxis, die »auch in der Stadt gewissermaßen im Dorfe bleibt«<sup>113</sup>, werden Signien einer spätmodernen Stadtgesellschaft, wie die individualisierten Mobilitätsmuster und das »Auseinandertreten der Räume, in denen Menschen wichtige Daseinsfunktionen und soziale

<sup>111</sup> Auf diese Gefahren verweist Gisela Welz in: *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck.*

<sup>112</sup> Gisela Welz: *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck*, S.181.

<sup>113</sup> So Rolf Lindner in: *Perspektiven der Stadsethnologie*, S.321.

Beziehungen realisieren [...] als Problem definiert: als Verlust eminent identitätsstiftender lokaler Bindungen, als »Entbettung« des sozialen Lebens.«<sup>114</sup>

In Abgrenzung dazu wurden in dieser Arbeit individualisierte Raumnutzungen, die Realisierung einzelner Lebensentwürfe in »individuellen Aktionsräumen«<sup>115</sup>, die sich nicht an Stadtteilgrenzen oder an »lokaler Gemeinschaft« orientieren, sowie die Durchlässigkeit räumlicher Grenzen als Norm betrachtet und als Ausgangspunkt der Forschung genommen. Wirft man mit den Begriffen »Gemeinschaft« und »lokale Kultur« den Ballast eines »traditionellen« Forschungsparadigmas über Bord, so wird der Blick auf das »Prozesshafte« lokaler Räume in einer spätmodernen Stadt frei.

Bereits als ein frühes Ergebnis der Forschungen im Schöneberger Norden galt es ein Gerüst zu erstellen, anhand dessen sich auf die Fragen nach der Entstehung und Bedeutung von lokalen Räumen in einer individualisierten Stadtgesellschaft methodisch zugreifen lässt. Dieses Gerüst bildete in dieser Forschung die Analyse des Ineinandergreifens dreier Ebenen bei der Erschaffung des Schöneberger Nordens als lokalem Wahrnehmungs- und Erfahrungsraums: Zunächst wurde untersucht, wie der Stadtteil im Zusammenspiel medialer, politischer und wissenschaftlicher Diskurse als »soziales Problemquartier« markiert wurde. Die Betrachtung der Metaphern und inhaltlichen Aussagen insbesondere des medialen Diskurses brachte die Wucht einer Assoziationskette zu Tage, die gesellschaftliche Problemerscheinungen in prägnante Krisenbilder übersetzt und einen begrenzten Stadtraum als Ort der Armut, Kriminalität, kulturellen Fremdheit, Abhängigkeit und des Schmutzes definiert. Diese Analyse machte deutlich, dass lokale Räume in der spätmodernen Stadt unter anderem im Rahmen von solchen diskursiven Prozessen produziert werden.

Als zweites wurde eine lokalpolitische Praxis untersucht, die teilweise als Reaktion auf die Rede vom Verfall des Stadtteils initiiert wurde. Es zeigte sich zunächst ein politisches Feld, in dem die Akteure über die korrekte Problembeschreibung und die richtigen Entwicklungsstrategien für den Schöneberger Norden debattieren. Als Effekt dieser lokalpolitischen Auseinandersetzungen werden Bilder des Verfallsdiskurses aktiviert und damit teilweise verstärkt oder auch uminterpretiert. Darüber hinaus zeigten sich die Bemühungen, mittels der Instrumente »Präventionsrat« und »Quartiersmanagement« die Probleme des lokalen Raums zu bearbeiten, Bewohner zum Engagement für ihren Kiez zu aktivieren und durch professionelle Kampagnen das schlechte Image des Stadtteils zu verbessern. Der Präventionsrat und das Quartiersmanagement eröffnen gleichzeitig ein lokales politisches Feld, in dem Bewohner ihr Umfeld mitgestalten und um Ressourcen für die Verwirklichung ihrer Ideen und Projekte konkurrieren können.

Als dritte Ebene kamen die sehr unterschiedlichen Raumerfahrungen und -bezüge der Bewohner des Schöneberger Nordens ins Visier. Hier zeigte sich zunächst, dass sich der

<sup>114</sup> Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck, S.182.

<sup>115</sup> Ebd., S.181.

Grad der Bindung an das Quartier und damit die Bedeutung des Kiezes für die Gestaltung des Alltags sehr unterscheiden können. Letztlich lebt jedes Individuum in seinem eigenen Nahraum. Ebenso wurde deutlich, dass die sozialen Prozesse und Lebenslagen, die im Schöneberger Norden nebeneinander bestehen, sehr viel komplexer und vielfältiger sind als es die oberflächliche soziale Typologie des Diskurses vom »sozialen Problemquartier« vermuten lässt. Weiterhin ließ sich durch die Interviews erkennen, inwiefern das Stigma der Diskurse und die Aktivitäten der lokalpolitischen Praxis die Nahraumbezüge der Bewohner beeinflussen. Erst in den Erzählungen der Bewohner wurde der lokale Raum als eine »soziale Stadtlandschaft« lebendig. Das mediale Konstrukt des »Problemquartiers« ließ sich somit zumindest ein Stück weit in der Differenz der Raumerfahrungen auflösen.

Die Betrachtung des Ineinandergreifens von Raumdiskursen, lokalpolitischen Praxen und individuellen Raumerfahrungen hat sich somit als »Gerüst« zur Analyse des »lokalen Raums« bewährt: es ließ sich einerseits nachzeichnen, wie Räume durch Diskurse und politische Praxen erschaffen werden. Andererseits konnte die Frage nach der Bedeutung dieser »erschaffenen Räume« für die Raumwahrnehmung der Bewohner diskutiert werden.

»Räume werden gemacht« – so könnte eine verkürzte Antwort auf die Frage nach Lokalität in einer spätmodernen Stadt lauten. Hierdurch wird ausgedrückt, dass innerstädtische Räume weder gleich bleibende Grenzen noch stabile, eindeutige Identitäten besitzen. Das Bild von den »gemachten Räumen« weist gleichzeitig darauf hin, dass Akteure und Kommentatoren in einer Gesamtberliner Öffentlichkeit an der »Produktion« von Lokalität beteiligt sind. Stadtteilgrenzen und lokale Identitäten ergeben sich nicht automatisch aus den Räumen selbst, sondern entstehen im Rahmen von Aushandlungsprozessen, in denen politische Akteure, Medien und soziale Gruppen einzelne Stadt-Räume interpretieren und – parallel dazu – ihre Nutzungsansprüche formulieren. Solche Interpretationen werden mittels medialer und politischer Inszenierungen fortentwickelt und innerhalb der städtischen Öffentlichkeit weiterverbreitet. Pointierte Interpretationen oder kontroverse Nutzungsansprüche können Zustimmung aber auch Gegenpositionen hervorrufen. Das »Feld«, in dem sich Akteure und Kommentatoren aufeinander beziehen, voneinander abgrenzen oder neue Interpretationen lancieren, bildet die Basis für die Raum-Diskurse, die nicht einfach die »Wirklichkeit« widerspiegeln, sondern interpretierte Räume entstehen lassen. All dies ließ sich am Beispiel des Schöneberger Nordens nachzeichnen: der Stadtteil wird gerade auch durch die Wahrnehmungen, Äußerungen und Interpretationen ortsfremder Akteure und Kommentatoren zu einem »sozialen Problemquartier«. Daran schließt sich die Frage an, welche Prozesse und Debatten in der Berliner Stadtpolitik dazu führen, dass sich Teile der städtischen Öffentlichkeit einzelnen Stadträumen zuwenden und sie als urbane Krisengebiete interpretieren.

Ein breiter, stadtpolitischer Rahmen, in dem die Rede von den Problemquartieren ge- deutet werden kann, soll hier nur angedeutet werden. Die umfassende Transformation Berlins seit den späten achtziger Jahren, die mit Mauerfall, Vereinigung der beiden Stadthälften, ökonomischen Wandel und Regierungsumzug in Verbindung steht, schlug sich auch in der Suche nach einer neuen räumlichen Ordnung der Stadt nieder. Die Räume waren gewissermaßen in Bewegung geraten. Die Parallelität politischer, wirtschaftlicher und demographischer Wandlungsprozesse gab dieser Entwicklung in Berlin ihre besondere Dynamik: die Berliner mussten die Topographie ihrer nun vereinten Stadt neu kodieren – gleichzeitig musste Berlin sich als Hauptstadt neu erfinden.

Dieser Prozess beschränkte sich nicht alleine auf städtebauliche Maßnahmen, die die architektonische Gestalt einiger Stadtteile radikal änderten, sondern führte zu Neu- und Uminterpretationen einzelner Stadträume und somit zu einer Neuformulierung des »symbolischen Stadtplans« von Berlin. Auf einem solchen »symbolischen Stadtplan« werden die Bedeutungen, Bilder und Wahrnehmungsmöglichkeiten markiert, die einzelnen Räumen und Orten zugeschrieben werden. Da solche Rauminterpretationen im Rahmen von Auseinandersetzungen entstehen, an denen politische Akteure, verschiedene soziale Gruppen und Medien beteiligt sind, ist dieser Stadtplan niemals abgeschlossen.

Durchläuft eine Stadt eine so umfassende Transformation, wie Berlin seit 1989, so kann ein solcher Prozess enorm dynamisiert werden: Räume werden wieder entdeckt, neu erfunden oder uminterpretiert, Bedeutungen ausgehandelt und Grenzen anders gezogen.

Im Berlin der neunziger Jahre ließen sich diese Prozesse besonders gut beobachten: die mentalen Stadtpläne der Berliner – durch die Geschichte der Teilung ihrer Stadt geprägt – glichen sich nur langsam an; eine von der Stadtöffentlichkeit weitgehend geteilte Auffassung über die sozialen und kulturellen Bedeutungen, die den verschiedenen Orten der Stadt zukommen, bildete sich nur allmählich heraus. Anhand des Beispiels der Suche nach einem Stadtzentrum zwischen Kurfürstendamm und Breitscheidplatz, Potsdamer Platz, Pariser Straße und Friedrichstraße, sowie Alexanderplatz lässt sich dieser Prozess verdeutlichen. Ist in anderen Städten das Verhältnis zwischen den Räumen – und somit zwischen Zentrum und Peripherie – weitgehend geklärt, so zeigte sich in Berlin, wie eine neue Hierarchisierung der Räume durch Diskurse entsteht.

Im Rahmen dieser Neuformulierung des symbolischen Stadtplans von Berlin werden in bestimmten Räumen soziale oder kulturelle Gruppen verortet, Stadtteilen wird symbolisches Kapital zugesprochen oder verweigert. So entstehen nicht nur »Problemquartiere«, »soziale Brennpunkte« oder »gefährliche Orte«, sondern gleichfalls Räume, die die neue Dynamik und die wiedergewonnene Bedeutung Berlins symbolisieren. Die Stilisierung der neuen Einkaufspassagen am Potsdamer Platz oder in der Friedrichstraße zu Repräsentationen des »neuen Berlins« oder die diskursive Aufwertung ganzer Stadtteile als Wohnquartiere einer gebildeten, wohlhabenden und kunstinteressierten urbanen

Mittelschicht sind der Gegenpol zur negativen Stigmatisierung ärmerer Wohnquartiere. Die Entstehung eines Regierungsviertels, das die neue politische Bedeutung Berlins repräsentiert, ist die eine Seite eines Prozesses, an dessen anderer Seite die Ausweisung bestimmter Stadtteile zu »sozialen Problemquartieren« steht. Zum »Problem« werden diese Räume auch deshalb, weil sie die neue Dynamik, die die Stadteliten in »ihrem« Berlin zu entdecken meinen, offenbar nicht mitmachen können. Die innenstadtnahen Krisengebiete werden so zu einem Hindernis für die Etablierung eines neuen Images, das Berlin im Standort-Kampf um Touristen und Investition bestehen lassen könnte. Der Zwang spätmoderner Städte, sich mit vermarktbareren Leitbildern dem Konkurrenzkampf mit anderen Metropolen zu stellen, zeigt sich als eine treibende Kraft in der Markierung ärmerer Stadtteile als »Problemquartier«.

Es sind aber nicht alleine solche Profilierungsversuche nach außen, die die Rede von den »Problemquartieren« erklären. In den Diskursen von den städtischen Krisengebieten ist klar der Distinktionswille der »alten« Mittelschichten erkennbar, die ehemals in den Westberliner Vorstädten einen vergleichsweise saturierten Lebensstil führten. In den Äußerungen konservativer Politiker oder den Überschriften gewisser Boulevard-Medien klingt der Wunsch nach Selbstvergewisserung an, dass man, in einer Welt, deren soziale und wirtschaftliche Gestalt sich rapide wandelt, zu den Etablierten gehört und nicht zu den Außenseitern. Die Schlagzeile, »Da ziehen doch nur die hin, die nirgendwo anders unterkommen«,<sup>116</sup> macht die Perspektive deutlich: »hier sind wir, da leben die ›Anderen‹.«

Es ist eben diese Strategie, einem Stadtteil seine Integrationsfähigkeit in das »normale Berlin« abzusprechen und seine Bewohner zu »Anderen« zu machen, die die Aufmerksamkeit einer ethnologischen Stadteulforschung auf sich ziehen muss. Hier wird besonders deutlich, dass die Identität eines Raums nicht konstant ist und sich nicht aus dem Raum ergibt, sondern im Rahmen von politischen Strategien und diskursiven Techniken oft ortsfremder Akteure produziert wird. Die Ethnologie bietet die Methoden an, um solche »Othering-Prozesse« zu analysieren und zu interpretieren: so ließ sich in dieser Arbeit aus den Instrumenten Diskursanalyse, Feldforschung, teilnehmende Beobachtung und Interview eine Strategie entwickeln, die zunächst analysierte, wie ein »Problemraum« durch diskursive Produktionsprozesse geschaffen wird. In einem zweiten Schritt wurden Erfahrungsräume und –prozesse dargestellt – die Erlebnisse, Netzwerke, Probleme, Konflikte, Einmischungen und Beheimatungsstrategien hier lebender Menschen, durch die die holzschnittartigen Raumbilder relativiert und dekonstruiert werden konnten.

<sup>116</sup> So wurde Schönebergs Baustadtrat Lawrentz in der Zeitung »Die Welt« vom 10. März 1998 zitiert.

Der lokale Raum, der in dieser Arbeit fokussiert wurde, erweist sich somit als ein auf vielfältige Weise politisches Feld. Diese politischen Dimensionen des Lokalen lassen sich über Richard Sennetts Überlegungen zur Kultur des flexiblen Kapitalismus interpretieren. Richard Sennett fokussiert die Auswirkungen des Arbeitsregimes eines radikalisierten Kapitalismus auf die Charakterbildung der Individuen. Er beschreibt, wie sich die grundlegenden »Modernisierungsprozesse« – die Flexibilisierung der Produktion, die Machtkonzentrationen der großen Unternehmen oder die Ausdehnung kurzfristiger Beschäftigungsverhältnisse – in eine soziale und emotionale Haltlosigkeit des Individuums übersetzen. Sennett erzählt in eindrucksvollen Bildern von dem Leiden der Menschen an einem Wirtschaftssystem, das die Ungewissheit zur Norm erklärt, oberflächliche Beziehungen und Vertrauensverluste fordert und die Individuen mit der »allgegenwärtigen Drohung ins Nichts zu fallen« leben lässt.<sup>117</sup>

Der flexible Kapitalismus produziert eine Vielzahl von Existenzen, die nicht mehr ins Arbeitsleben integriert werden und denen daher die berufliche Karriere als wesentlicher Faktor der Identitätsbildung verschlossen bleibt. Die Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt machen die eigene Arbeitsbiographie kaum noch planbar und konfrontieren eine wachsende Anzahl von Menschen mit der Botschaft, dass sie eigentlich nicht gebraucht werden.

Sennett beschreibt weiterhin die soziale Position dieser Exklusionsbiographien als eine individualisierte Ohnmacht: sie müssen nicht nur mit dem Verlust an materiellen Ressourcen und Lebenschancen umgehen, sondern sehen sich durch ihr scheinbares Scheitern an den Anforderungen der Flexibilisierung einem lähmenden Gefühl der Scham ausgesetzt.

Die Tendenz zur ohnmächtigen Vereinzelung wird durch die Ausbreitung von Abwertungsdiskursen verstärkt: Richard Sennett redet von der »Ideologie des sozialen Parasitentums«<sup>118</sup>, die die »Abhängigen« nicht als Opfer gegenwärtiger globalwirtschaftlicher Prozesse interpretiert, sondern als Faulenzer und Blockierer notwendiger Flexibilisierungsschübe diskreditiert. Die Position der Ohnmacht der »Abhängigen« ergibt sich somit nicht alleine aus ihrer Arbeitslosigkeit, sondern aus einem politischen Deutungssystem, das Solidarsysteme des klassischen Kapitalismus als überholte Instrumente deutet, soziale Abhängigkeit als Zeichen von Schwäche interpretiert und die »Modernisierungsverlierer« als gescheiterte Existenzen abwertet und somit in einen Zustand politischer Lethargie versetzt.

Die Angriffe von Klaus Landowsky auf die Bewohner des »Sozialpalastes« sind auch vor dem Hintergrund solcher Abwertungsdiskurse zu interpretieren. Im offensichtlichen Zentrum dieser Rede steht zwar ein Ort, das eigentliche Ziel bilden aber doch die »Modernisierungsverlierer«, zu deren Symbol das Haus geworden ist. Die Forderung

<sup>117</sup> Richard Sennett: *Der flexible Mensch*, S.190.

<sup>118</sup> Ebd., S.192.

von Klaus Landowsky, das Zuhause von über 1500 Menschen abzureißen und die Maßlosigkeit der Boulevardpresse zeugen von der Schutzlosigkeit mit der bestimmte Bevölkerungssegmente dem Abwertungsdiskurs ausgesetzt sind. Hier manifestiert sich die hohe Legitimität eines Diskurses, der die »Abhängigen« nicht nur als schuldig für ihre Situation darstellt, sondern darüber hinaus als Behinderung für die dynamischeren und flexibleren Mitspieler der Gesellschaft deutet.<sup>119</sup> Der »Sozialpalast«, der als ein Ort erscheint, an dem sich die Verlierer der wirtschaftlichen Transformationen des letzten Jahrzehnts versammelt haben, wird somit zu einem Hindernis auf dem Weg in das »neue Berlin«.

In Richard Sennetts Buch klingt allerdings auch die Möglichkeit an, dass atomisierte Individuen über Vergemeinschaftungen einen Weg aus dem Gefühl der Scham und der politischen Ohnmacht finden können. Er spricht von einer »Stärkung des Ortes, (der) Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde« als »eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus.«<sup>120</sup> Die vereinzelt Verlierer des Systems könnten über lokale Vergemeinschaftungen zu einem »lokalen Wir« zusammenfinden, das sich nicht auf der Basis sozialer und kultureller Homogenität begründet, sondern sich als Rahmen zur Artikulation von sozialen Unterschieden oder verschiedenen politischen Positionen versteht. Lokale Gemeinschaft lässt sich dann als ein Prozess verstehen, in dem Differenzen verarbeitet werden. Die Individuen, die an einer solchen lokalen Vergemeinschaftung partizipieren, müssen nicht über eine »geteilte Kultur« aneinander gebunden sein. Ein »lokales Wir« kann in Anerkennung der Differenz in einem von allen akzeptierten Rahmen entstehen.<sup>121</sup>

Richard Sennetts Überlegungen könnten somit einen Weg aus dem Dilemma weisen, das eine empirische Operationalisierung der Thesen von Martin Albrow mit sich bringt: Die Abwesenheit einer nahräumlichen, homogenen Gemeinschaft bedeutet nicht zwangsläufig das Fehlen von lokaler Vergemeinschaftung auf der Basis sozialer und kultureller Differenz. Martin Albrows Folgerungen aus einer radikalen Ablehnung der klassischen, gemeinschaftsorientierten stadtsoziologischen Vorgehensweise drohen somit zu einer Verkennung der sozialen und politischen Bedeutungen des lokalen Raums zu führen.

<sup>119</sup> Man denke nur an das Kanzler-Wort von den »faulen Arbeitslosen«, um einen Eindruck von der hohen Legitimität dieser Abwertungen der Menschen, die von staatlichen Transferleistungen abhängig sind, zu erhalten. Es wird kaum noch über eine Wirtschafts-, Sozial- und Bildungspolitik diskutiert, die die Entstehung von Millionen marginalisierter Existenzen hinnimmt, sondern die Verlierer des Systems erfahren eine zweite Abwertung, indem ihnen die Schuld für ihre Lage zugesprochen wird. Die hohe Legitimität dieses Abwertungsdiskurses der Verlierer des flexiblen Kapitalismus zeigt sich auch daran, dass es nicht alleine ein Klaus Landowsky, sondern ein sozialdemokratischer Bundeskanzler ist, der mit diesen Bildern operiert.

<sup>120</sup> Richard Sennett: *Der flexible Mensch*, S.189.

<sup>121</sup> Ebd., S.197ff.

Richard Sennetts Anregungen eröffnen die Möglichkeit, die Vergemeinschaftungen im Rahmen des Präventionsrates als Entstehungskerne eines solchen »lokalen Wir« zu interpretieren, das Wege aus der sozialen Isolation anbietet und eine soziale Basis bilden kann, um der »Ideologie des sozialen Parasitentums« etwas entgegenzusetzen.

Es gibt Anlass zu der Vermutung, dass hier ein sozialer Kern entstanden ist, der einen Abwertungsdiskurs wie im Jahre 1998 nicht in gleicher Weise hinnehmen würde. Eine kurze Geschichte soll diese Einschätzung unterstreichen: Der Baustadtrat von Schöneberg-Tempelhof äußerte sich zu Beginn des Jahres 2001 mehrfach kritisch zu der sozialen Entwicklung des Schöneberger Nordens. Sicher auch mit der Absicht, die Leistungen der grünen Bürgermeisterin zu relativieren, reaktivierte er die Bilder und Argumente des Abrissdiskurses und äußerte, dass er die Bewohner des »Sozialpalastes« nicht als »normale Berliner« betrachte.

Anders als drei Jahre zuvor wurde der Stadtrat auf verschiedenen Ebenen mit dem Ärger der Bewohner, aber auch anderer Raumnutzer des Schöneberger Nordens konfrontiert: Eine Abordnung des Mieterbeirates wurde bei ihm vorstellig und protestierte. Auf dem Plenum des Präventionsrates erhob sich eine Mieterin und wollte von dem CDU-Stadtrat wissen, warum sie »nicht normal« sei. Sie fragte weiter, ob es denn eine Gesprächsbasis zwischen den Bewohnern des »Sozialpalastes« und dem Baustadtrat gäbe, wenn er sie als unnormal betrachte. Sie löste durch ihren Einwand eine lange und teilweise turbulente Diskussion aus, deren Details im Rahmen dieser Arbeit nicht so wesentlich sind.<sup>122</sup> Entscheidend scheint mir zu sein, dass ein lokales Forum und lokale Netzwerke entstanden sind, die nicht mehr bereit sind, sich im Rahmen politischer Strategien und medialer Repräsentationen zu passiven Objekten machen zu lassen. Der Präventionsrat zeigt sich auch deshalb als ein politisches Feld, weil sich hier eine soziale Basis und ein Kommunikationsraum formiert haben, in denen sich Individuen gegen die Identitätszumutung eines stigmatisierenden Diskurses zur Wehr setzen. Lokale Foren und Netzwerke in den ärmeren Großstadtquartieren könnten zumindest einen Ansatzpunkt zur Formierung von Widerstand gegen diese Herausbildung der härteren sozialen Hierarchie des flexiblen Kapitalismus darstellen. Vielleicht ist es vermessen zu hoffen, dass durch solche lokale Vergemeinschaftungskerne sowohl die soziale Komplexität als auch die Berechtigung der Biographien der ärmeren Berliner in die gesellschaftliche Wahrnehmung Eingang finden könnten.

Durch den hier gewählten Forschungsansatz, die Beziehungen zwischen politischen und medialen Raumdiskursen, einem lokalen Vergemeinschaftungsprozess und den Raumbezügen individualisierter Stadtbewohner zu analysieren, kam der lokale Raum als ein politisches und soziales Feld ins Visier. Der Schöneberger Norden zeigte sich zum Abschluss der Forschungen auch auf einer sehr konkreten Ebene als politischer

<sup>122</sup> Feldnotizen vom 1. März 2001.

Raum: Im Rahmen des Quartiersmanagements wurde den einzelnen »Problemgebieten« jeweils ein Betrag von einer Million DM zur Verfügung gestellt. Eine Bewohnerjury kann Anteile des Betrages an Projekte vergeben, die durch Anwohner initiiert wurden. Im Sommer 2001 wurde ein Antrag der Frauen aus der Bülowstraße angenommen. Nun standen 160.000 DM zur Verfügung, um die Plakataktion in einem großen, professionellen Rahmen durchzuführen. Zwei Personen aus dem Schöneberger Norden konnten zehn Monate für die Durchführung der Aktion beschäftigt werden und erhielten somit ein Einkommen.

Der in dieser Arbeit entwickelte Forschungsansatz nimmt auch die sozialen Strategien ins Visier, die sich aus dem lokalpolitischen Feld ergeben: Die Partizipationsmöglichkeiten bei Stadtentwicklungsprojekten und finanzielle Ressourcen eröffnen ein Feld, in dem Bürger über die Gestaltung des Nahraums mit-befinden können, indem sie sich beispielsweise an den Planungen zu einer Parkgestaltung beteiligen und hierbei ihre Interessen durchsetzen. Der Weg von einer Bürgerinitiative zu bezahlten Beschäftigungsverhältnissen ist vielleicht ein Sonderfall. Er unterstreicht aber die große Vielfalt an sozialen Strategien, die ein Individuum in einem lokalen Feld anwenden kann, das durch Raumdiskurse und politische Prozesse gebildet wird.

Welche Fähigkeiten und welche Charakterstruktur ein Mensch braucht, um das neue lokalpolitische Feld mit seinen materiellen Chancen und sozialen Netzwerken für sich nutzen zu können, könnte als Fortsetzung dieser Arbeit erforscht werden. Die komplett isolierten Bewohner des Schöneberger Nordens, die den Weg in den Präventionsrat nicht finden, kommen durch die hier gewählte Perspektive auf den lokalen Raum nicht in den Blick.

## Quellen- und Dokumentationsverzeichnis

### Zeitungen

Für diese Arbeit wurden etwa 250 Zeitungsartikel zu den Themen »Sozialpalast«, »Schöneberger Norden«, »Schöneberger Insel«, »Sanierungsgebiet Bülowstraße«, »Potsdamer Straße«, »Soziale Stadtentwicklung«, »Soziale Problemquartiere«, »Quartiersmanagement«, »gefährliche Orte«, »Bezirksfusion« und »Ausländer- und Integrationspolitik« aus den Zeitungen Berliner Kurier, Berliner Morgenpost, Berliner Zeitung, BZ, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Der Spiegel, Der Tagesspiegel, taz, Tip, Welt, Die Zeit und Zitty aus den Jahren 1998–2001 ausgewertet.

Schöneberger Morgen: Zeitung des Präventionsrates Schöneberger Norden, Nr.O-Nr.9, März 1999–Juni 2001.

Schöneberger Stichel: Stadtteilzeitung für Schöneberg und Tempelhof. Bündnis 90/Die Grünen, Nr. 151–154, Juni/Juli 2000–Dezember 2000/Januar 2001.

### Dokumente und Materialien

AG SPAS e.V.: Wohnen am Kleistpark – Eine Zukunft für den Sozialpalast? Berlin 1988.

AG SPAS e.V.: Gutachten über den Verlauf und die Ergebnisse der Sozialplanung im Sanierungsgebiet Schöneberg-Bülowstraße. Endbericht. Berlin 1994.

Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Die rote Insel. Berlin 1987.

Bezirksamt Schöneberg von Berlin: Bezirksamtsvorlage Nr. 314: Maßnahmen zur Verbesserung der Situation im Nordosten Schönebergs (II): Einrichtung eines ortsteilbezogenen Sicherheitsforums. Berlin, den 5. Dezember 1997.

Bezirksamt Schöneberg von Berlin: Bezirksamtsvorlage Nr. 460: Maßnahmen zur Verbesserung der Situation im Nordosten Schönebergs (II): Einrichtung eines ortsteilbezogenen Sicherheitsforums. Berlin, den 25. Februar 1999.

Bezirksamt Schöneberg von Berlin: Bezirksamtsvorlage Nr. 497: Maßnahmen zur Verbesserung der Situation im Nordosten Schönebergs (II): Einrichtung eines ortsteilbezogenen Sicherheitsforums. Berlin, den 1. Juli 1999.

Drucksachen der Bezirksverordnetenversammlung Schöneberg von Berlin (XV. Wahlperiode), Antrag der SPD-Fraktion: Maßnahmen zur Verbesserung der Situation im Nordosten Schönebergs (II): Einrichtung eines ortsteilbezogenen Sicherheitsforums. Berlin, den 9. Mai 1997.

Mieterbeirat »Wohnen am Kleistpark«: Vom Sozialpalast zum sozialen Palast. (Flugblatt).  
Mieterbeirat »Wohnen am Kleistpark«: Wir wollen Hand in Hand zusammen arbeiten. (Faltblatt).

Mieterbeirat »Wohnen am Kleistpark«: »Wohnen am Kleistpark« – Wohnen im Dreck? (Flugblatt).

Quartiersmanagement Schöneberg Nord Bülowstraße/Wohnen am Kleistpark: 1. Zwischenbericht des Teams Quartiersmanagement. Berlin, den 15. September 1999.

Zwaka, Petra: Schöneberg auf dem Weg nach Berlin. Berlin 1987.

### Literaturverzeichnis

Abu-Lughod, Lila: Writing against culture. In: Richard Fox (Hg.): Recapturing Anthropology. Santa Fe 1991, S. 137–162.

Albrow, Martin: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Ulrich Beck (Hg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main 1997, S.288–314.

Appadurai, Arjun: Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main 1998, S.11–40.

Baumann, Gerd: Contesting Culture. Discourses of identity in multi-ethnic London. Cambridge 1996.

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.

Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Frankfurt am Main 1993.

Beck, Ulrich: Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Ulrich Beck/Anthony Giddens und Scott Lash: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main 1996, S.19–112.

Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung? Frankfurt am Main 1998.

Berking, Helmut und Sighard Neckel: Die Politik der Lebensstile. Beobachtungen in einem Berliner Bezirk. In: Sighard Neckel: Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. Frankfurt am Main 1993, S.27–52.

Bourdieu, Pierre et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997.

Dangschat, Jens S.: »Sag' mir, wo Du wohnst, und ich sag' Dir, wer Du bist!« Zum aktuellen Stand der deutschen Segregationsforschung. In: Prokla, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 109, 27. Jg. 1997, Nr. 4, S.619–647.

Davis, Mike: City of Quartz. New York 1992.

Elias, Norbert und John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main 1993.

- »Freiheit statt Kapitalismus. Was bedeuten heute noch Begriffe wie Klasse, Familie, Arbeit, Betrieb?« Interview mit Ulrich Beck und Richard Sennett. In: *Die Zeit* vom 6. April 2000, S.33–34.
- »Freiheit aushalten. Folgen der Individualisierung – eine Zeit-Serie«, 4 Teile. In: *Die Zeit* Nr. 32 (3. August 2000)-Nr. 36 (31. August 2000).
- Giddens, Anthony: *Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft*. In: Ulrich Beck/Anthony Giddens und Scott Lash: *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt am Main 1996, S.113–194.
- Hall, Stuart: *Das Lokale und das Globale: Globalisierung und Ethnizität*. In: Stuart Hall: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg 1994, S.44–65.
- Hall, Stuart: *Die Frage der kulturellen Identität*. In: Stuart Hall: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg 1994, S.180–222.
- Hannerz, Ulf: *Exploring the City. Inquiries toward an Urban Anthropology*. New York 1980.
- Hannerz, Ulf: »Kultur« in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie*. Berlin 1995, S. 64–84.
- Häußermann, Hartmut und Andreas Kapphan: *Berlin: Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990*. Opladen 2000.
- Knecht, Michi und Peter Niedermüller: *Stadtethnologie und die Transformation des Städtischen. Eine Einleitung*. In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge*, Nr. 17, Juni 1998, S.3–11.
- Knecht, Michi: *Paradoxien der Sichtbarkeit. Neue Armut in den Städten*. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 26./27. August 2000.
- Kokot, Waltraud: *Ethnologische Forschung in Städten. Gegenstände und Probleme*. In: Waltraud Kokot und Bettina C. Bommer (Hg.): *Ethnologische Stadtforschung*. Berlin 1991, S.1–12.
- Lang, Barbara: *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961–1995)*. Frankfurt am Main/New York 1998.
- Lang, Barbara: *Die (un)soziale Stadt. Vorüberlegungen zu einer »Ethnographie städtischer Konflikte«*. In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge*, Nr. 17, Juni 1998, S.14–24.
- Lindner, Rolf: *Perspektiven der Stadtethnologie*. In: *Historische Anthropologie*, Bd. 5 (2), 1997, S.319–328.
- Mayer, Margit: *Berlin – Los Angeles. Berlin auf dem Weg zur »Global City«?* In: *Prokla, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Heft 109, 27. Jg. 1997, Nr. 4, S.519–543.
- Niedermüller, Peter: *Stadt, Kultur(en) und Macht. Zu einigen Aspekten »spätmoderner« Stadtethnologie*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Band LII/101, Wien 1998, S.279–301.
- Ploch, Beatrice: *Eignen sich mental maps zur Erforschung des Stadtraums? Möglichkeiten der Methode*. In: *Kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Ausgabe 8: *Stadtdschungel*, Sommer 1995, S.23–41.

- Robertson, Roland: *Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit*. In: Ulrich Beck (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main 1998, S.192–220.
- Sambale, Jens und Dominik Veith: *Der Raum als Beute. Sozialräumliche Konflikte in Berlin*. In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge*, Nr. 17, Juni 1998, S.35–50.
- Schiffauer, Werner: *Zur Logik von kulturellen Strömungen in Großstädten*. In: Werner Schiffauer: *Fremde in der Stadt*. Frankfurt am Main 1997, S.92–127.
- Schiffauer, Werner: *Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kultur- und Sozialanthropologie*. In: Werner Schiffauer: *Fremde in der Stadt*. Frankfurt am Main 1997, S.157–171.
- Sennett, Richard: *Die unzivilisierte Gemeinschaft*. In: Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt am Main 1986, S.371–393.
- Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin 1998.
- Strauss, Anselm L.: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München 1994.
- Tertilt, Hermann: *Turkish Power Boys*. Frankfurt am Main 1996.
- Welz, Gisela: *Sozial interpretierte Räume, räumlich definierte Gruppen. Die Abgrenzung von Untersuchungseinheiten in der amerikanischen Stadtforschung*. In: Waltraud Kokot und Bettina C. Bommer (Hg.): *Ethnologische Stadtforschung*. Berlin 1991, S.29–40.
- Welz, Gisela: *Streetlife. Alltag in einem New Yorker Slum*. Frankfurt am Main 1991.
- Welz, Gisela: *Inszenierungen kultureller Vielfalt*. Frankfurt am Main und New York City. Berlin 1996.
- Welz, Gisela: *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 94. Jahrgang 1998, II. Halbjahresband, S.177–194.